

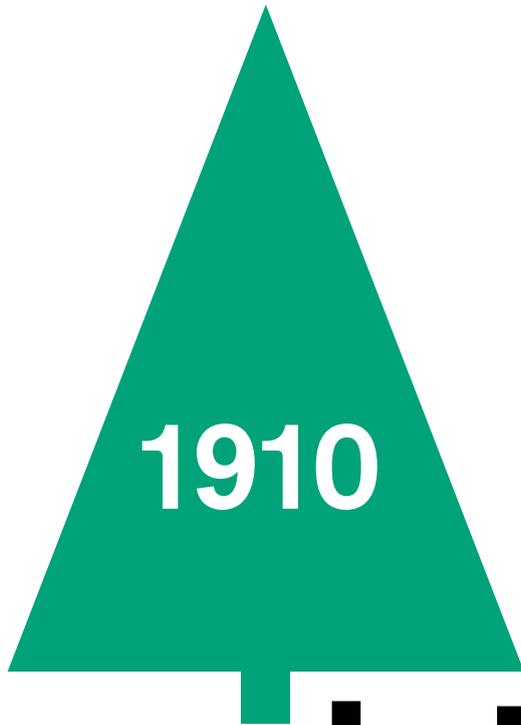


fluter.

Und dann kamst Du

Generationen

O Tannenbaum...



... was
ist aus dir
geworden?

Die Altersstruktur in Deutschland sah früher wie eine Pyramide aus – oder eben wie ein Tannenbaum: Unten waren viele junge, oben wenige alte Menschen. Darauf basierte der Generationenvertrag. Heute sieht der Baum ganz anders aus. Was das heißt, erfährst du auf

Editorial



Rock'n'Roll never dies: Immer wieder schön, wenn es zum Beispiel auf Konzerten zum Miteinander zwischen Alt und Jung kommt

→ Wer sind Generationen, was kennzeichnet sie und wie verhalten sie sich zueinander? Diese Fragen und die ihnen folgenden Vorstellungen bilden Muster. Sie verweisen darauf, wie sich Gesellschaften Vorstellungen von ihrer Zeitlichkeit machen. Generationen liegen oft quer zu den anderen Einteilungen nach Klassen, politischen Lagern, Religionen.

In den Gesprächen zwischen den Generationen wird Geschichte lebendig. Es zeigt sich in vielen Dingen, dass es durchaus unterschiedliche Erfahrungen, Werte und Zukunftsentwürfe gibt. Wir begegnen hier der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Jede Generation sieht sich den anderen ja auch im Alltag gegenüber, ihren eingeübten Haltungen, gelebten Erfahrungen und den ihnen eigenen Zeithorizonten. Was für die einen lebendige und prägende Erinnerungen sind, ist für die anderen graue Vorzeit. Die drängenden Fragen der Gegenwart sind für andere nur noch neumodische Nebensachen. Wenn wir den Geschichten hier auf die Spur gehen, wird erkennbar, wie sich historische Ereignisse, Krisen, Kriege und auch die Kämpfe der jeweiligen Zeit in die einzelnen Schicksale einschreiben.

Für jede neue Generation stellt sich die Frage, wie sie mit dem Erbe und der Macht der anderen Generationen umgeht – anpassen, übernehmen, aufbegehren, neu erfinden? Letztlich wird so aus den Spannungen innerhalb und zwischen den Generationen der Zusammenhalt der Gesellschaft mitbestimmt.

Kann es so etwas wie Generationengerechtigkeit geben? Was soll das sein? Die Frage führt nicht nur zum fairen Umgang mit den Älteren, etwa bei der Rente, sondern auch zu den Chancen, die den Jüngeren gegeben sind; welche Möglichkeiten sie ergreifen können. Und ob die jetzt lebenden Generationen auf der Höhe der Zeit agieren und ihrer Verantwortung gerecht werden. So wie wir heute mit dem Erbe vergangener Generationen leben müssen, so greifen viele jetzt getroffene Entscheidungen weit in die Zukunft aus. Die Hinterlassenschaft der einstigen Zukunftstechnologie Kernkraft hat schon nach nur drei Generationen eine historische Dimension erreicht, die den Begriff der Generationszeit sprengt. Die heutigen Zukunftstechnologien haben vielleicht ähnliche Folgen.

Noch gibt es eine vorherrschende Asymmetrie in der Wahrnehmung von Verantwortung. Wir sind beherrscht von kurzfristigen Differenzen, Gewinnen, Trends. Gerade im Kapitalismus wird mit enormer Dynamik auf kurze Sicht gefahren. Es passiert viel, und es geht immer schneller. Die langfristigen Konsequenzen werden immer wieder ausgeblendet, kleingeredet. Wer heute jung ist, muss aber viel länger mit diesen Konsequenzen leben als die meist Älteren, die heute am Ruder sind. Deshalb ist die entscheidende Frage vielleicht die: Was werden wir den kommenden Generationen auf ihren Weg gegeben haben?

Thorsten Schilling

Inhalt



- 6
DIE SACHE MIT OMA
Als unser Autor zwei Muslime mit zum Weihnachtsfest bringen wollte, kam es zum Eklat
- 10
LASST UNS MEHR VERLANGEN
Bevor die Erde noch stärker zerstört wird, brauchen junge Menschen größere Mitsprache
- 13
DAS SCHMECKT MIR GANZ UND GAR NICHT
Warum ich nicht will, dass meine Oma so viel auf ihrem Smartphone herumwischt
- 14
GUTES BRAUCHGEFÜHL
Auf Kuba lebt man mit den Geistern der toten Vorfahren zusammen
- 16
TRASHTALK
Handys, Drucker oder Autos: ein Gespräch darüber, ob es immer das neueste Modell sein muss
- 18
IST DAS EUER ERNST?
Ja, ist es. Die Rente ist zu wichtig, als dass man bei dem Thema weghören könnte
- 20
SCHLECHTER START
Im Vergleich zu früher verdienen Berufsanfänger heute weniger
- 21
KANN MAN AHNEN
Wessen Familie schon früher viel Geld hatte, hat es oft auch heute noch
- 22
EINE FÜR ALLE
Als Migrantin der dritten Generation verlangten meine Eltern von mir vor allem eins: besser zu sein als andere
- 25
GIB MIR EIN G
Ein Glossar mit den wichtigsten Schlagwörtern zu unserem Thema
- 26
DER GENERATIONEN-GENERATOR
Unser Schaubild ist diesmal ein Spiel mit Zuschreibungen. Schaut mal, was zutrifft und was Quatsch ist
- 30
FRÜHER WAR MAN LÄNGER TOT
Unsere Vorstellung von Kindheit oder: Das Klischee der Bilderbuch-Oma ist noch gar nicht so alt. Ein Gespräch
- 34
LIEBES
Frau Matthes wird von einer polnischen Pflegerin betreut. Eine Geschichte mit Herz
- 36
DIE GROSSE KONFUZION
In China ist das Verhältnis von Eltern und Kindern Staatssache
- 40
VON SCHLECHTEN ELTERN
Manche leiden immer noch darunter, dass ihre Väter und Mütter bei der Stasi waren
- 44
ES IST NIE VORBEI
Schlimme Erlebnisse werden häufig auf die Kinder übertragen. Ein Interview
- 46
WIE IST DENN DIE AUSSICHT?
Griechenlands Krise hat viele junge Leute aus dem Land getrieben, andere suchen dort nach einer Zukunft. Eine Umfrage
- 49
ALLES FÜR EUCH
Vom Atommüll haben noch viele Generationen was
- 50
IMPRESSUM & VORSCHAU



Ein Politikmagazin
für die junge Generation?
fluter!
www.fluter.de/abo

Jetzt mal ehrlich: Bist du noch Maybe oder schon What?



Ob „Generation Maybe“ (für die Unentschiedenen) oder „Generation Praktikum“ (für die Ausgebeuteten) – Meinungs- und Trendforscher sind schnell mit Etiketten für junge Menschen dabei (mehr davon auf den Seiten 25 bis 28). Oft basieren die auf eher wenig repräsentativen Beobachtungen, manchmal aber geben sich die Soziologen richtig Mühe. So gibt der Mineralölkonzern Shell seit über 50 Jahren die sogenannte Shell-Jugendstudie heraus, für die Wissenschaftler meist im Abstand von vier Jahren die Einstellungen, Werte und Lebensbedingungen von Jugendlichen in Deutschland untersuchen. Zuletzt geschah das 2015. Demnach blicken 54 Prozent der Jugendlichen optimistisch in die eigene Zukunft. Jugendliche aus den sozial schwächeren Schichten teilen diese steigende Zuversicht nicht. Nur ein Drittel zeigt sich optimistisch. Mehr als 90 Prozent der Jugendlichen pflegen zudem ein gutes Verhältnis zu ihren eigenen Eltern. Spannend ist auch der Vergleich mit den Jugendlichen der 1980er-Jahre. Damals schätzten die befragten Jugendlichen die gesellschaftliche Zukunft positiver ein als ihre persönliche. Bei der Befragung 2010 war es umgekehrt. Mittlerweile überwiegt der Optimismus in beiden Punkten.

(Die Shell-Studie findet ihr im Netz)



Von Bartholomäus von Laffert
Illustration: Gregory Gilbert-Lodge

Die Sache mit Oma

„Asylanten? Die kemman mia ned ins Haus!“, schrie meine Großmutter vor einem Jahr ins Telefon. Ich beschimpfte sie daraufhin als Nazi, sie mich als Terrorhelfer. Heute sind wir gute Kumpel. Geschichte einer Annäherung

→ Von der Wand blättert die Blümchentapete, daran hängen ein hölzernes Kruzifix, eine heilige Jungfrau in Wachs, ein „Kicker“-Poster der DFB-Elf von 1986. Daneben ein Bild von mir: knallgrüne Cordhose, feuerrotes Haar, zwei weiße Zähne im grinsenden Babyface. 1997 war das. Ich war da gerade zwei.

Seitdem hat sich meine Welt immer schneller gedreht. Meine Oma aber beschloss, die Zeit anzuhalten. Ich bin gewachsen, habe angefangen zu schreiben, zu rauchen, mir einen Bart stehen zu lassen. Die Welt hat Internet bekommen und Smartphones und Trump zu ihrem wichtigsten Mann gemacht, und meine Oma hat das alles boykottiert. Hat ihr Leben auf ihrem alten Hof konserviert wie die eingelegten Pfirsiche in der Büchse, die sie so gern hat. Seit dem Sommer der Migration vor zwei Jahren hat sie diese Büchse zu einem veränderungsresistenten Bollwerk umgerüstet mit dem Fernseher als Guckloch in die Welt und „Tagesschau“-Jan Hofer als ihrem Informanten. Letztes Weihnachten habe ich das Bollwerk geknackt. Mein Mittel: zwei Flüchtlinge.

Weihnachten in Bayern auf dem Land muss für Außenstehende befremdlich wirken. Mehr Gelage als hohes Fest der Heiligkeit. Da kommt die Familie zusammen, isst Schweinsbraten – und es gibt immer Schweinsbraten! – und betrinkt sich

dabei. Wein, Weißbier, Obstler, und weil am Ende sowieso jeder doppelt sieht, weiß keiner mehr genau, wie viele Leute eigentlich da waren. Für meine Oma wiederholt sich dieses Ritual fast ausnahmslos seit 80 Jahren auf gleiche Weise. 1937 geboren, aufgewachsen zwischen Kühen, Schweinen und Fliegerbomben, Schulabgang nach Klasse acht. Mit Ende 20 hat sie geheiratet, mehr aus Pragmatismus denn aus Liebe, den Jungen vom Nachbarhof. Mit ihm hat sie Kinder bekommen, drei Stück, und die haben Kinder bekommen, zehn Stück, und mit ein bisschen Glück werden die bald wieder Kinder kriegen, und die Oma wird Uroma. Einmal ist sie sogar ins Ausland gereist, Bruck an der Leitha, Österreich, davon erzählt sie heute noch. Dieses Leben sollte ihr niemand mehr nehmen, keine -sierung (Globali-, Digitali-, Islami-) und kein -ismus (Terror-, Vegetar-). Und auch kein Flüchtling dieser Welt.

Warum die Oma nicht mal aus ihrer Komfortzone locken und ein bayrisch-syrisch-somalisches Integrationsprojekt starten? So dachte ich es mir. Zwei Freunde wollte ich zum Fest der Familie mitbringen: Ahmed, dessen Familie von der Al-Shabaab in Somalia exekutiert wurde, und Mohammed, dessen Eltern noch immer irgendwo in Syrien stecken. Zwei Jungs, friedfertig wie handzahme Chihuahuas. Der Anruf bei meiner Oma rein prophylaktisch und der Höflichkeit wegen: einmal Gästeliste plus zwei. Ein bisschen Oma-Enkel-Geplänkel. So hatte ich mir das vorgestellt. Doch ich lag falsch: Riesenkrach statt Rumgequatsche. „Asylanten? Die kemman mia ned ins Haus!“, brüllte Oma in den Hörer, so etwa, wie ich mir einen Viktor-Orbán-

Wovor hat diese Frau Angst? Ich beschloss, Oma kennenzulernen

Anruf bei Angela Merkel vorgestellt hatte. „Das sind keine Asylanter. Mohammed und Ahmed sind meine Freunde!“, habe ich, noch ruhig, protestiert. „Ha, Muslime sans a no! Die homgar koa Weihnachten!“, hat dann die Oma geschrien, und ich habe irgendwas zurückgeschrien, worauf die Oma „Kein Respekt vorm Alter, du Terroristenfreund!“ gebrüllt hat. Und ich dann erwidert habe: „Dein Nazigebrüll interessiert mich einen Scheißdreck!“ Ich habe das Telefon in die Ecke geknallt, mich erschöpft in den Sessel fallen lassen und zugeschaut, wie die Restfetzen meiner Geduldsnerven davongegolten.

Wahrscheinlich hätte ich Weihnachten boykottiert wie die Oma die Modernisierung, wenn mich nicht die spontan einberufene Familien-Krisen-WhatsApp-Gruppe rumgekriegt hätte. „Superschade wäre das“, und die Oma hat nur eine von 25 Stimmen, außerdem hat die viel erlebt, da wird sie die beiden Gäste auch noch überleben.

Meine Oma ist nie besonders sensibel gewesen. Eine Frau der Imperative (Setz di hi! Geh scheißen!), ein Händedruck wie ein Fleischwolf. Ehrlich, direkt, rustikal. Ich habe nie eine Emotion an ihr entdeckt und kann mich nicht erinnern, dass sie jemals geweint hat. Doch an diesem zweiten Weihnachtsfeiertag, 26. Dezember 2016, unvergessen, kurz vor unserer Ankunft auf dem Hof, hat sie einen Heulkampf gekriegt. Einfach so. Plötzlich, aus Angst. Angst vor etwas, das sie gar nicht kannte, das es in ihrem Leben so gar nicht gibt. Den Fremden: Ahmed und Mohammed.

Den Rest des Tages saß sie dann schmollend am einen Ende des Tisches und lugte immer mal wieder missmutig rüber zu Ahmed und Mohammed, die ein wenig ratlos vor ihrem Stück Schweinebraten saßen. Und zu mir, der sich fragte: Wovor hat diese Frau Angst? Und: Wo war sie die letzten zwei Jahre, als die Flüchtlinge kamen? Ich beschloss, diese mir so fremde Frau, die meine Oma ist, kennenzulernen. Das war ich ihr schuldig, und deshalb habe ich sie im Frühjahr darauf für eine Woche besucht.

Studieren wollte ich diese alte Frau mit ihrem immer noch vollen braunen Haar und hornhautüberzogenen Bäuerinnenhänden. Eine Woche Hotel Oma mit Bergen von Dampfnudeln, goldgelb, hellbraune Kruste, Vanillesoße drüber, so hab ich sie am liebsten. Eine Woche mit Bayern 1 in Schwerhörigenlautstärke und Abba oder „Losing My Religion“ von R.E.M. in Dauerschleife. Am siebten Tag in Niederbayern notierte ich drei Erkenntnisse.

Erstens: Omas Angst vor Fremden hat mit dem Fernseher zu tun. Während ich 2015 auf der Balkanroute war, 2016 auf Lesbos der türkischen Küstenwache beim Außengrenze-Sichern zugeschaut habe, saß die Oma vorm Fernseher. Terror, Terror, Flüchtlinge, Chaos, hat Jan Hofer erzählt, und so ganz genau hat sie sich da irgendwann nicht mehr ausgekannt und einfach stoßgebetet, dass dieser Tsunami des Wahnsinns Niederbayern niemals erreichen würde. Bloß keine „Münchner Zustände“, du liebe Zeit.

Zweitens: Omas Angst vor den Leuten, die vor dem Krieg fliehen, hat mit dem Krieg zu tun.

Erzählt hat sie von den Tieffliegern auf dem Weg zur Schule, von den Guten-Morgen-Hitlergrüßen in Klasse eins. Von den Flüchtlingen, die auf die Höfe kamen, als der Krieg vorbei war – die Haslingers, echte deutsche Flüchtlinge aus dem Böhmischem Wald, fleißige Leut, „keine arbeitsscheuen Asylanter“. Und: von den Fremden, die kamen, um zu plündern. Amerikaner und Franzosen, Soldaten und Gangster. Vieh schlachten, weiterziehen, das war die Devise. Vor Fremden hat sie seitdem Angst.

Drittens: Das Weltbild von der Oma und meins sind gar nicht so verschieden. Was sie am allermeisten an Deutschland stört, habe ich sie gefragt. Dass die Reichen immer reicher werden und die Armen immer ärmer. Dass die Berufe, die der Mensch wirklich braucht – Bäcker und Krankenpfleger –, einen Dreck bezahlt bekommen und die „Nichtsnutze“ – die Banker und die Politiker – Millionen scheffeln. Auf die mickrige Bäuerinnenrente hat sie geschimpft und auf die Massentierhaltung und auf das Überangebot in den Supermärkten und darauf, dass in Afrika die Leute verhungern. „They are here, because we were there!“, habe ich gerufen und meiner Oma erklärt, dass sie ja eigentlich eine ganz feine Sozialistin sei. Der Gedanke war so komisch, dass wir beide lachen mussten.

Jetzt, ein halbes Jahr später, sitze ich wieder vor meinem Dampfnudelberg bei Oma, Nebel wabert über den Hof, vom DFB-Poster schielen immer noch Pierre Littbarski mit Vokuhila und Olaf Thon mit El-Chapo-Pornobalken auf der Oberlippe. Letzte Woche war Bundestagswahl. Die Oma hat gewählt, routiniert wie eh und je. Linke Stimmzettel-Seite den Huaba Hans, „a feiner Moan!“ – rechte Seite die CSU. Sie hat sich hübsch gemacht heute, mit Perlenkette und dem ganzen Schnickschnack. Für ihren Enkel? Nein, weil sie gleich die „Weiber“ trifft vom Frauenbund. Über was sie sich da immer unterhalten, frage ich. „Über dieses und jenes und Politik“, sagt die Oma. Politik? „Ja, dass wir reden können, wie wir wollen, und am Ende doch nix besser wird.“ „Dann wähl halt endlich mal für deine Interessen und nicht 50 Jahre lang dieselbe Partei!“, fahre ich sie an. Plötzlich wird meine Oma still. „Weißt du“, sagt sie dann ein bisschen traurig, „vielleicht hast du ja recht. Ich war nie auf einer ordentlichen Schule, und die Welt hab ich auch nicht gesehen, ich kenn mich einfach nicht aus. Vielleicht sollte eine alte Frau wie ich das mit dem Wählen einfach den Jungen überlassen.“ Und da merke ich, wie mir die Schamesröte ins Gesicht steigt. Letzte Weihnachten habe ich sie zur Hölle gewünscht, und jetzt habe ich zum ersten Mal in meinem Leben das Bedürfnis, meine Oma in den Arm zu nehmen. ←

So wählten die unter 18-Jährigen bei der Juniorwahl 2017 (in Klammern: Ergebnis Bundestagswahl in Prozenten):

CDU/CSU 27% (33), SPD 19,3% (20,5), Grüne 17,9% (8,9), FDP 8,8% (10,7), Linke 7,3% (9,2), AfD 6,0% (12,6)





Als die britische Rockband The Who 1965 den Song „My Generation“ veröffentlichte, wurde er schnell zur Hymne der englischen Jugendlichen, die sich von den Älteren gegängelt und in ihrem Freiheitsdrang beschränkt fühlten. Ihren revolutionären Gestus unterstrich die Band, indem sie auf Konzerten regelmäßig ihre Gitarren zertrümmerte. Die Songzeile „I hope I die before I get old“ hat sich allerdings nur für den Schlagzeuger Keith Moon bewahrheitet, der schon 1978 mit nur 32 Jahren starb.

„People try to
put us down ...
I hope I die
before I get old“

Lasst uns

Viele junge Menschen haben das Gefühl, einen riesigen Berg Probleme hinterlassen zu bekommen und bei Zukunftsfragen nicht mitreden zu dürfen. Unser Autor (29) hat ein paar Ideen, wie sich das ändern ließe. Ein Weckruf

Von Justus Kammüller

mehr verlangen



→ Neulich hatte ich wieder dieses Gefühl, dass viele Angehörige meiner Generation nicht nur so manche Vorlesung an der Uni verschlafen, sondern auch die aktive politische Beteiligung. Auch bei dieser Bundestagswahl haben von den unter 30-Jährigen wesentlich weniger gewählt als von den über 60-Jährigen. Die Themen Rente und innere Sicherheit drängten den Klimawandel und die Digitalisierung an den Rand der Debatten.

Vielleicht geht es ja manchen von uns einfach zu gut? Noch immer gibt es in Deutschland trotz Wohlstand große soziale Ungerechtigkeiten, etwa wenn Kinder aus armen Familien kaum die Möglichkeit haben, später ein besseres Leben als ihre Eltern zu führen. Umso wichtiger wäre es, dass sich die, die alle Vorzüge einer guten Bildung genießen, nicht dem Konsum hingeben und nur die Fragen der Über-sättigten stellen: Was soll ich studieren? Welcher Strand ist denn jetzt wirklich nur für mich alleine da? Oh Gott, mein Kleiderschrank ist so voll. Weltreise oder Praktikum?

Auch aufgrund der Vorzüge, die die wohlhabenden Kinder der westlichen Industrienationen genießen, steckt die Menschheit in einer ernsten Krise. Diese Krise hat eine entscheidende ökologische Komponente. Die fortwährende Überschreitung der planetaren Grenzen stellt im Sinne der Generationengerechtigkeit wahrscheinlich das offensicht-

Ob Occupy Wallstreet, Attac oder Anonymous: In den vergangenen Jahren sind viele Protestformen entstanden, mit denen vor allem junge Menschen gegen die Zerstörung der Umwelt, globale Ungerechtigkeiten oder auch eine Übermacht der Finanzindustrie demonstrieren. Bei der Aktion „1.000 Gestalten“ zogen mit grauem Lehm beschmierte Aktivisten zum G-20-Gipfel durch Hamburg, um u.a. auf Uniformität und Machtlosigkeit der Bürger hinzuweisen.

lichste und dramatischste Verbrechen dar. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir bis zum Ende des Jahrhunderts in einer bis zu sechs Grad wärmeren Welt leben müssen, beträgt Forschern der Earth League zufolge schon eins zu zehn, wenn jetzt keine Klimaschutzmaßnahmen ergriffen werden. Diese Welt wäre die Hölle im Vergleich zu den Zuständen, die wir (noch) genießen. Ex-Bundesentwicklungsminister Gerd Müller beschreibt für diesen Fall ein Szenario von 100 Millionen afrikanischen Klimaflüchtlingen. Wer dann kein Elon-Musk-Shuttle zum Mars geboardet hat, wird die Chance haben, eine Mischung aus Weltuntergangsfilmen wie „The Road“, „Blade Runner“ und „3%“ live mitzuerleben.



Es gibt also keinen Grund für Gleichgültigkeit, keine Zeit für Sinnkrisen, weil es genug echte Probleme zu lösen gilt. Nur: Woran mangelt es uns, sie anzugehen? Sind wir zu schwach und zu faul? Fehlen uns die Werte? Sind wir durch grelle Marketingbotschaften zum grenzenlosen Konsum verdammt, der uns dazu zwingt, langsam erst die Lebensgrundlage unserer schwächeren Nachbarn und dann uns selbst zu verzehren? Ein Teil des Problems ist, dass wir in einer Kultur zunehmender Unehrllichkeit und Nachgiebigkeit von politischen Positionen leben. Oft gilt bei den Parteien: Keine Fehler zugeben, dem Wähler nicht zu viel zutrauen. Alles, was in mehr als zwei Sätzen erklärt werden muss, wird ausgeblendet. Jeder hat auf alles die einzig richtige Antwort, eine wirkliche Diskussion gibt es nicht.

In Anbetracht der Komplexität unserer Probleme führt das nicht weit. Politiker müssen den Diskurs bekräftigen, überparteilich gestalten, unabhängig argumentieren. Und es ist Zeit für Visionen – die wir uns aufgrund der vorhandenen wissen-

16,7% aller Abgeordneten im Bundestag sind unter 40 Jahre alt. In der Gesamtbevölkerung sind es 43%. Die meisten Abgeordneten sind zwischen 50 und 60, nämlich 35,5% (Gesamtbevölkerung: 15%)

schaftlichen Erkenntnisse erlauben müssen. Ich glaube, man sollte – bei allem Respekt vor Graswurzel-Initiativen und Petitionen-Schreibern – die Stimme der Zukunft, repräsentiert durch die junge Generation, im Kern der politischen Entscheidungslandschaft verankern: dem Parlament. Wie würden zum Beispiel Koalitionsverhandlungen verlaufen, wenn zehn Sitze an Vertreter der jungen Generation, eine Art „Jugendrat“, vergeben wären? Diese wären von allen unter 30-Jährigen gewählt und würden Themen vertreten, die in einem wissenschaftlichen, basisdemokratischen Prozess erarbeitet wurden. Das wäre revolutionär, mal gar nicht deutsch und würde die politische Landschaft ein wenig neu ordnen. Na ja, zumindest weitaus interessanter machen. Im besten Fall würde es dazu führen, dass Politik nicht mehr an den wichtigsten Themen der Zukunft vorbei gemacht werden könnte. Vielleicht würde die Generation meines Sohnes in einem Land aufwachsen, das mutig und unerschrocken auf jedes Mitglied seiner Gesellschaft zugeht.

Ich glaube, wir brauchen einen solch revolutionären Schub, um uns für die Aufgaben, die vor uns liegen, bereit zu machen. Denn, und das ist eine von diesen Wahrheiten, die ungern ausgesprochen werden: Wir sind die erste Generation, die innerhalb kürzester Zeit die vielleicht schlimmste humanitäre Katastrophe, den weltweiten Hunger, beenden könnte. Wir sind die letzte Generation, die den ökologischen Kollaps unserer Erde verhindern kann. Dafür müssen wir jedoch wirklich etwas ändern und wirklich auf etwas verzichten. Likes und Hashtags reichen dafür nicht. Lasst uns meinetwegen weiterhin unseren

Lebenslauf mit einem sozialen Jahr in Afrika schmücken, aber dann auch auf das mit Konfliktmaterialien vollgestopfte neueste Smartphone verzichten. Lasst uns etwas Besseres verlangen, auch von uns selbst. Es ist ja lässig, zu Hinterhof-Brew über den Wasser-Fußabdruck von Rindfleisch zu schwadronieren, aber dann lasst uns auch konsequent biologische Lebensmittel einkaufen. Wir sind die Betroffenen, aber wie tief geht unser Protest? Wie groß kann die Leidensfähigkeit einer Generation sein, die nie wirklich leiden musste? Unsere Großeltern überlebten die Kriege und begannen den Wiederaufbau. Unsere Eltern kämpften für Gleichberechtigung und die Wiedervereinigung. Was werden wir hinterlassen? ←

Justus arbeitet beim WWF und hat das Generationenmanifest mitinitiiert, in dem politische Forderungen für mehr Generationengerechtigkeit und Zukunftsfähigkeit gestellt werden. (generationenmanifest.de)

Lasst uns meinetwegen ein soziales Jahr in Afrika machen, aber dann auch auf das neueste Smartphone verzichten

Das schmeckt mir ganz und gar nicht

Digital Gap? Für Tanja Mocosch kann die Lücke so groß nicht sein. Für ihren Geschmack nutzt ihre Oma ein bisschen zu oft das Smartphone

→ Meine Oma ist 77 und hat ein „Wischhandy“. So nennt sie ihr Smartphone, weil irgendeine Freundin aus ihrer Laufgruppe das auch sagt. Meine Mutter hatte keine Lust mehr, ihr ständig alles zeigen zu müssen, was wir ihr so über WhatsApp schicken. Also gab's das Wischhandy zu Weihnachten. WhatsApp bedienen war dann auch das Erste, was Oma konnte. Ich dachte, es wäre auch das Letzte – und das ist nicht makaber gemeint.

Ich ging einfach davon aus, dass sich meine Oma damit zufriedengeben würde, zu wissen, was bei mir, meinem Bruder und meinen Cousinen und Cousins so los ist. Ab und zu ein Foto aus unseren Urlauben, von der neuen Wohnung oder unseren Abendessen angucken – Oma glücklich. Dass sie mal selbst in unsere Gruppe schreiben würde, hätte ich nie vermutet. Schon gar nicht hätte ich ihr zugetraut, dass sie sich jeden Abend eine Stunde mit dem Handy hinsetzen und, wie sie sagte, „üben“ würde. Jeden Abend. Eine Stunde. Wenn der Opa im Bett ist. Der mag das „Käschdle“ nämlich nicht.

Bald konnte meine Oma googeln. Sie macht das lieber per Sprachbefehl, als zu tippen, wegen der kleinen „Tasten“. Zuerst schrieb sie die Namen ihrer Enkel aufs Display. Sie wurde ein richtig guter Stalker, sie las zum Beispiel jeden meiner Artikel, fand jedes Foto meines Bruders. Als es nichts mehr über uns zu finden

gab, brauchte sie neue Inhalte für die abendliche Übungssession. Und was machen Omas, zumindest meine Bilderbuchoma, am liebsten? Richtig: kochen. Eine kurze und unvollständige Liste meiner Lieblingsgerichte von Oma: Wurstgulasch, Käseschnitzel, Käsespätzle, Putenbraten mit Semmelknödeln.

Als ich vor Kurzem zu Besuch nach Hause kam, gab es bei Oma was Neues: Spaghetti mit Gemüseragout.

„Lecker. Wo hast du denn das Rezept her?“, fragte ich. „Hab ich gegoogelt“, sagte sie. Hätte die Konversation auf WhatsApp stattgefunden, hätte ich das Emoji geschickt, das mit geschlossenen Augen verzweifelt den Mund aufreißt.

Ich weiß schon, wie autoritär das klingt, aber ich will nicht, dass meine Oma neue Rezepte googelt. Ich wünsche mir, dass sie das Wurstgulasch für mich macht wie seit zwei Jahrzehnten und keine Rezepte von Chefkoch.de nachkocht. Da habe ich nämlich die „Spaghetti mit Gemüseragout“ gefunden.

Es kommt noch so weit, dass ich mich ernsthaft um das kulinarische Erbe der Familie sorgen muss, weil Oma die alten Rezepte vergisst, während sie neue googelt.

Letztens wollte ich meinen Lieblingskuchen backen und habe meine Oma per WhatsApp nach dem Rezept gefragt. Es hat nur eine Stunde gedauert, dann kam ein Foto zurück. Das hand-

schriftlich geschriebene Rezept aus ihrem Büchlein. Ganz oben, schnörkelig unterstrichen, stand: „Russischer Zupfkuchen“. So geht's natürlich auch. ←



WhatsApp nutzen
89% der 14-19-Jährigen
27% der ab 60-Jährigen

Snapchat nutzen
29% der 14-29-Jährigen
0% der ab 50-Jährigen

Gutes Brauc

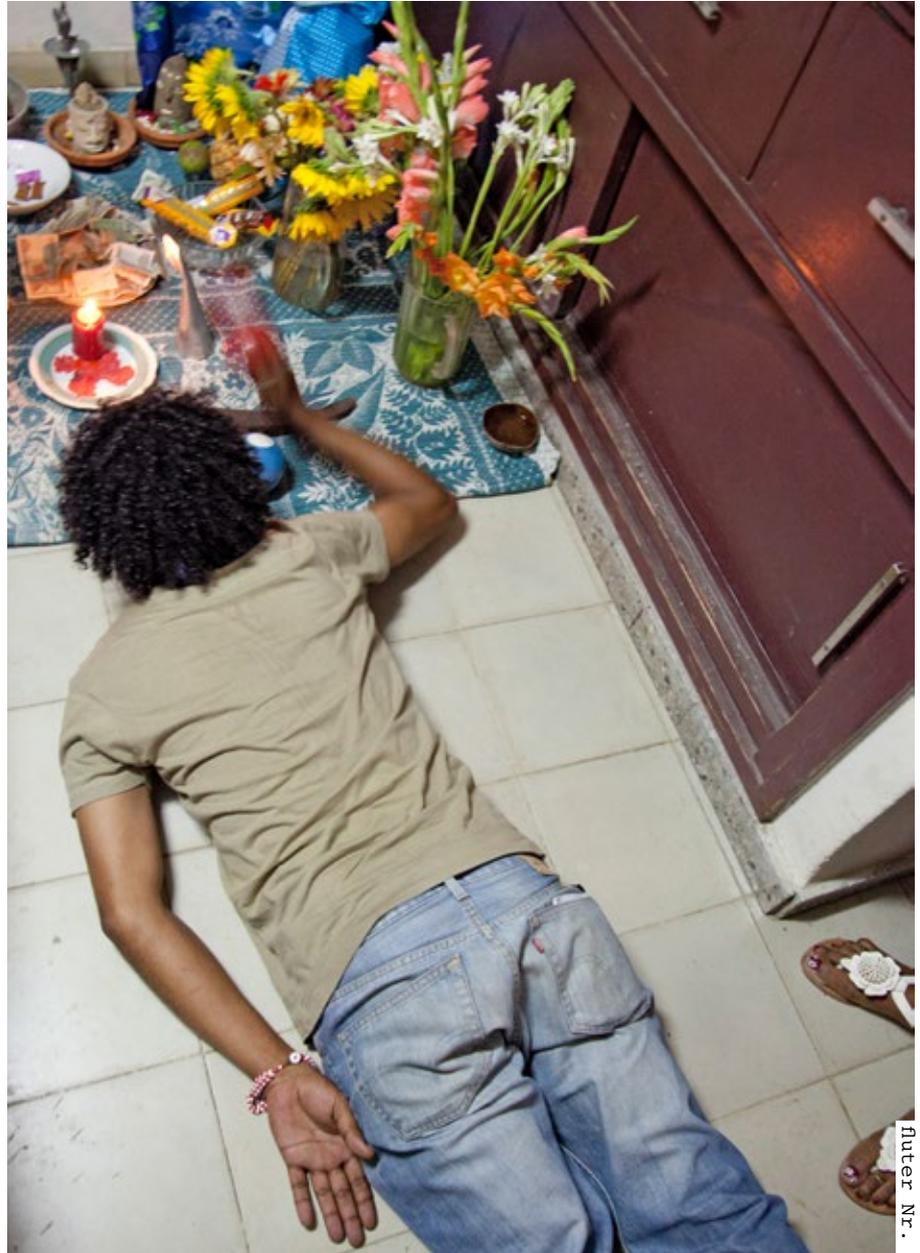
Mit toten Vorfahren kommunizieren? Für uns eine eher gruselige Vorstellung. In vielen Ländern aber gehört die Verbindung zu den Ahnen einfach dazu. Zum Beispiel auf Kuba, wo die Santería-Religion die Generationen über den Tod hinaus verbindet

Von Lisa Neal

→ Die heiße Luft ist erfüllt von Gemurmel und Rauch. Ein gleichmäßiger Rhythmus kommt von den mit Ziegenhaut bespannten Batá-Trommeln. Eine junge Frau sinkt zu Boden, sie atmet schwer, die Augen halb geschlossen windet sie sich. Ein ganz in Weiß gekleideter Mann kniet sich neben sie, reißt die Arme in die Luft und gibt gurgelnde Geräusche von sich. Die anderen wissen: Der Geist San Lorenzo ist jetzt da.

Die Santería-Religion ist eine Mischung aus afrikanischen Ritualen und katholischem Glauben. Entwickelt wurde sie von Angehörigen der nigerianischen Yoruba, die vom Ende des 17. Jahrhunderts an als Sklaven auf die Karibikinsel gebracht wurden, um dort für die Kolonialmacht Spanien auf den Zuckerrohrfeldern zu arbeiten. Den katholischen Spaniern war die aus Afrika importierte Ahnenverehrung unheimlich. Statt ihre eigenen Bräuche zu pflegen, sollten die Unterdrückten zu anständigen Christen werden. Doch anstatt sich von ihren *orishas* genannten Geistern abzuwenden, setzten die Sklaven sie mit den Heiligen (*santos*) der Spanier gleich. Unter dem christlichen Deckmantel vermischten sie fortan ihren eigenen Glauben mit der Heiligenverehrung der katholischen Kirche.

In der Religion der Yoruba aus Nigeria und Benin waren die heiligen *orishas* einmal echte Menschen. Sie waren nicht unfehlbar, ganz im Gegenteil: Sie haben geschimpft, gefeiert, geraucht, waren eifersüchtig, eitel und voller Sehnsüchte. Nach ihrem Tod wurden sie zu Geistern, die sich immer wieder einen menschlichen Körper suchen, um dadurch zu den Lebenden zu sprechen.



In der Santería wird jeder Mensch durch diese Heiligen und durch die eigenen Ahnen geleitet. Man ist kein abgetrenntes Ich, sondern besteht auch immer aus den Vorfahren und den Geistern der Santería. Wen diese Geister aufsuchen, um sich mit dem Diesseits zu verbinden, bestimmen die Menschen nicht selbst. Es ist eine angeborene Gabe. Die Auserwählten erteilen den anderen wichtige Ratschläge und warnen vor Gefahren. Den Menschen auf Kuba gefällt der Gedanke, dass sie von jahrtausendealten Erfahrungen lernen.

chnggefühl

Die Zeremonien bestehen aus ununterbrochenem Trommeln und gemeinsamem Gesang und Tanz, Zigarren werden geraucht, Rum wird getrunken und sich damit angespuckt, um die Götter gnädig zu stimmen. Manchmal werden Tiere geopfert, dann riecht es nach Blut und Exkrementen, dazu mischt sich süßes Parfüm und Blumenduft. Ist ein Mensch einmal von einem *orisha* besessen, muss ein Priester (*santero/santera*) oder Hohepriester (*babalawo*) die Botschaften entschlüsseln und mitteilen. Dafür werden sie in ihrer Ausbildung von einem *padrino* oder einer *madrina*, einer Art Pate, angeleitet, der sie in das gesammelte Wissen und die Geheimnisse einweiht. Denn es gibt keine Bücher, die über falsch und richtig der Santería-Deutungen entscheiden.

Je älter ein Mensch ist, desto höher ist er in der Santería angesehen. Die Jungen gelten als ungestüm und müssen gelenkt werden. Das Konzept der Einheit von Vater, Mutter und Kind ist auf Kuba nicht so bestimmend, viel mehr zählt die große Gemeinschaft. So kommen zu den Ritualen zuweilen Hunderte Menschen jeden Alters. Denn die Religion ist wie auch der Alltag ein Gemeinschaftsprojekt.

In fast jedem Haus auf Kuba steht zumindest eine geweihte Opferschale am Eingang. Denn die Macht der Santería beruht auch immer ein Stück weit auf der Angst, die Geister gegen sich aufzubringen. Zuweilen haben die Priester einen so großen Einfluss auf die Ratsuchenden, dass manche keine größere Entscheidung im Alltag mehr treffen, ohne vorher die Ahnen zu befragen. Einen Tag ohne den Einfluss der Ahnen gibt es für viele auf Kuba nicht.

Die katholische Kirche hält bis heute nicht viel von den mystischen Praktiken. Nach jahrhundertelanger Unterdrückung des Glaubens war es dann ausgerechnet der kommunistische

Um die Kirche zu beruhigen, hat man die Geister einfach zu Heiligen erklärt

Tier ist eines der wichtigsten Symbole der Santería, und Castro galt unter den Gläubigen seitdem als auserwählt. Er wiederum wusste um die Macht der Santería. Der Durchbruch gelang dem Ahnenkult jedoch erst 1992 – seit diesem Jahr gilt Religionsfreiheit auf Kuba. Santería ist nun die inoffizielle Hauptreligion, die alles in sich vereint: Sozialismus, alle Hautfarben, katholische Bräuche, medizinisches Wissen – und inzwischen auch Tourismus. So sind die Santería-Rituale neben dem obligatorischen Besuch einer Zigarrenfabrik und den Rum- und Rumba-Partys ein beliebter Programmpunkt von Kuba-Reisenden geworden. Je nach Geldbeutel variiert die Intensität einer Zeremonie – je mehr Wirbel, desto teurer. Für die oft am Existenzminimum lebenden Kubaner ist das ein gutes Geschäft geworden, auch der Verkauf von spirituellen Utensilien wie der *omiero*-Kräutermischung auf den Märkten in Havanna läuft gut.

So tragen die Ahnen nun auch noch ihren Teil dazu bei, dass Kubas Ökonomie nach Jahrzehnten des Sozialismus ein wenig vorankommt. ←

Staatschef Fidel Castro, der die Santería befreite. Am 8. Januar 1959 hielt er eine Rede, um die gelungene Revolution zu feiern. Dabei setzte sich eine weiße Taube auf seine Schulter. Genau 30 Jahre später, am selben Ort, wiederholte sich das Ereignis. Für viele Gläubige ein Wunder. Das



Links: Vor kleinen Altaren zeigt man seinen Respekt gegenüber den Göttern

Rechts: Manchmal werden bei den Ritualen Tiere verwendet, die erst geweiht und dann geopfert werden

Trash talk

Ein Drucker gibt den Geist auf, sobald eine bestimmte Seitenzahl erreicht ist. Ein Handy muss man wegwerfen, nur weil der Akku kaputt ist. Bauen Hersteller bewusst Schwachstellen ein, damit wir die nächste Generation der Produkte kaufen? Ganz so einfach ist es nicht, sagt der Forscher Siddharth Prakash

Von Bernd Kramer

fluter: Herr Prakash, Sie haben kürzlich den Verschleiß von Elektro- und Elektronikgeräten untersucht. Stimmt der Eindruck, dass wir unsere Fernseher, Smartphones und Computer immer schneller ersetzen?

Prakash: Dieser Eindruck stimmt. Ein neues Notebook wurde 2007 durchschnittlich 5,7 Jahre von seinem Erstkäufer genutzt. 2012 waren es nur noch 5,1 Jahre. 42 Prozent aller Handynutzer tauschen ihr Mobiltelefon heute innerhalb von zwei Jahren aus. Gerade bei solchen Lifestyle-Produkten ist der Wunsch groß, stets das neueste Modell zu haben. Erstaunt hat uns aber, dass viele Kunden selbst große Haushaltsgeräte wie Waschmaschinen oder Kühlschränke, die eigentlich noch funktionieren, austauschen. Weil die Preise kontinuierlich sinken, scheint sich eine Reparatur immer seltener zu lohnen.

Ist es so schlimm, wenn wir unsere Elektrogeräte so schnell entsorgen? Die Nachfolgemodelle sind meistens energie-sparender.

Früher war das vielleicht so. Inzwischen sind die Fortschritte in der Energieeffizienz längst nicht mehr so groß. Das, was in der Nutzung an Energie eingespart wird, kann den

Die Folgen einer Wegwerfkultur sieht man auf dieser Müllkippe in der ghanaischen Hauptstadt Accra, wo unzählige ausrangierte Handys landen

Ressourcenverbrauch bei der Herstellung kaum kompensieren. Es ist darum – mit wenigen Ausnahmen – fast immer ökologischer, ein funktionierendes Gerät weiter zu nutzen, anstatt es durch ein Nachfolgemodell zu ersetzen.

Seit einiger Zeit kursiert der Verdacht, dass Hersteller ihre Produkte so manipulieren, dass sie nach kurzer Zeit nicht mehr brauchbar sind und wir neue kaufen müssen. Man spricht von „geplanter Obsoleszenz“. Haben Sie dafür Anhaltspunkte gefunden?

Dieser Verdacht geistert immer wieder durch die Debatte. Dabei ist es eine gängige Praxis, die Produktlebensdauer zu planen. Dahinter stehen unterschiedliche Zielsetzungen der Unternehmen. Für Manipulationen finden wir allerdings keinen Hinweis. Es werden in Produkten keine Schaltuhren implementiert, die zu einem Zeitpunkt eine Art Selbstzerstörung einleiten.

Viele Handynutzer ärgern sich, dass der Akku ihres Smartphones nicht austauschbar ist. Wenn der also hinüber ist, müssen sie das ganze Gerät wegwerfen. Erschwert man den Kundinnen und Kunden bewusst die Reparatur?

Die Hersteller behaupten, dass es durchaus technische und ökonomische Gründe gibt, warum sie Akkus fest verbauen – etwa um Wackelkontakte zu vermeiden. Das ist ein Teil ihrer Produktplanung. Dabei kalkulieren sie selbstverständlich mit einer bestimmten Lebensdauer. Bei einem durchschnittlichen Nutzer hält der Akku vielleicht länger – bei einem Intensivnutzer ist er dagegen vorzeitig hinüber, und das ganze Gerät ist nicht mehr brauchbar. Aus Reparatursicht ist es ein großes Problem.

Der Zentralverband Elektrotechnik- und Elektronikindustrie sieht sich durch Ihre Untersuchung sogleich entlastet, weil Sie keinen Nachweis für gezielt eingebaute Schwachstellen finden.

Moment, das heißt nicht, dass es keinen Änderungsbedarf gibt. Um beim Beispiel der Handyakkus zu bleiben: Ein Akku ist ein Verschleißteil, das die Lebensdauer eines Gerätes limitiert. Ein solches Teil sollte grundsätzlich austauschbar sein. Nur weil der Hersteller sich an Durchschnitts-

kunden orientiert, bei denen der Akku nicht vorzeitig kaputtgeht, heißt das nicht, dass man die Reparatur auch allen anderen erschweren muss. Und nur weil wir keinen Betrug nachweisen konnten: Die Lebensdauer eines Produkts wird natürlich geplant – und zwar nicht so lange wie möglich, sondern so lange, wie es dem Unternehmen nötig erscheint. Und das ist zu kurz.

Wie berechnen Hersteller die Lebensdauer ihrer Geräte?

Es gibt verschiedene Parameter, an denen sich die Unternehmen beim Produktdesign orientieren. Wie verläuft der technische Fortschritt, und wie schnell bringt die Konkurrenz neue Entwicklungen auf den Markt? Oft versuchen die Hersteller bei der Produktplanung die Verbraucherbedürfnisse zu antizipieren: Wie schnell ändern sich die Wünsche der Kundinnen und Kunden, wie lange wird es also dauern, bis sie ein neues Smartphone mit neuen Funktionen oder einen noch höher auflösenden Flachbildfernseher möchten?

Die Industrie freut sich auch deswegen über Ihre Studie, weil Sie den Verbraucher und seinen Wunsch nach ständig neuen Geräten für die Wegwerfkultur verantwortlich machen.

Auch das ist ein Missverständnis. Unsere Botschaft ist: Der Verbraucher hat eine Mitverantwortung. Das heißt aber nicht, dass wir ihm die komplette Schuld in die Schuhe schieben. Denn natürlich trägt auch die Industrie dazu bei, dass neue Wünsche und Bedürfnisse geweckt werden – etwa durch Billiggeräte, Werbung oder Rabattaktionen, bei denen den Kunden zu einem Mobilfunkvertrag alle paar Jahre ein neues Telefon angeboten wird.

Was muss passieren, damit nicht noch mehr Elektrogeräte so schnell auf dem Müll landen?

In Frankreich gibt es seit einiger Zeit ein Gesetz, das geplante Obsoleszenz unter hohe Strafen stellt. Aber das ist eher von symbolischem Wert. In der Praxis dürfte sich der Betrug kaum nachweisen lassen, weil es immer auch technische oder ökonomische Gründe für eine kurze Lebensdauer gibt. Das zeigt ja das Beispiel des Handyakkus. Wir müssen also die Reparaturmöglichkeiten verbessern. Außerdem prüfen wir gerade im Auftrag des Umweltbundesamtes, ob man Hersteller zu einer Angabe über die Lebensdauer ihrer Produkte verpflichten und die Gewährleistungsfristen ausdehnen kann. Der Anreiz zu immer kurzlebigeren Produkten verringert sich, wenn Unternehmen länger als bislang für Mängel haften müssen. Wenn die Politik die Gesetze ändert und die Verbraucher zeigen, dass sie den Trend zu immer kurzlebigeren Geräten nicht mitmachen, dann muss auch die Industrie umdenken.

Siddharth Prakash ist Forscher am Öko-Institut in Freiburg. Für das Umweltbundesamt haben er und seine Kollegen unter anderem untersucht, ob Unternehmen Elektro- und Elektronikgeräte so manipulieren, dass sie schnell den Geist aufgeben.



Ist das

Sorry, aber wir müssen
mal kurz über die Rente
reden. Denn gerade
sieht es nicht so gut aus
damit, wenn ihr alt seid.
Deswegen solltet ihr ein
paar Sachen wissen
Von Simone Ahrweiler

euer Ernst?

Was ist eigentlich der Generationenvertrag?

Um im Alter Rente zu beziehen, zahlt die Generation, die im Berufsleben steht, monatlich in eine Rentenkasse ein – dazu verpflichtet sie das Gesetz. Beamte und bestimmte Selbstständige sind davon jedoch ausgenommen. Das Geld wird dort aber nicht für später angespart, sondern direkt als Rente an die Menschen, die gerade im Ruhestand sind, weitergegeben. Die Generationen finanzieren sich also gegenseitig. Das nennt man den „Generationenvertrag“.

Und wo ist das Problem?

Die Rechnung klingt plausibel und ging auch lange auf. Das Problem lautet aber: demografischer Wandel. Die Bevölkerung in Deutschland wird nämlich immer älter, die Lebenserwartung steigt. Gleichzeitig werden weniger Menschen geboren. Deswegen müssen immer weniger Arbeitnehmer immer mehr Rentner finanzieren. 2013 haben 100 Erwerbstätige 34 Rentenempfänger finanziert, 2060 werden es schon 65 sein, fast doppelt so viele. Einer von drei in Deutschland Lebenden ist dann im Ruhestand.

Wie kann man das Problem lösen?

Wer heute geboren wird, muss länger arbeiten – bis 2029 wird das Renteneintrittsalter schrittweise angehoben. Alle, die nach 1964 geboren sind, können mit 67 in den Ruhestand gehen. Früher lag es schon mal bei 60 Jahren. Noch eine Möglichkeit, auf die demografischen Veränderungen zu reagieren, ist die Senkung des sogenannten Rentenniveaus, also das Verhältnis von Standardrente zu Durchschnittseinkommen. 2030 wird die Rente voraussichtlich nur noch bei 44,3 Prozent des durchschnittlichen Jahresgehalts liegen. Vor 15 Jahren lag das Rentenniveau noch bei 52,9 Prozent.

Und was, wenn's nicht reicht?

Da ist es wieder, das Schreckgespenst „Altersarmut“. Besonders problematisch wird es im Ruhestand für Gering-

1962 sorgten noch 6 Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer für die Unterstützung einer Rentnerin oder eines Rentners, 1972 waren es 4,2, 2015 nur noch 2,1



verdiener: Sie haben im Arbeitsleben meist kaum Geld übrig, um fürs Alter etwas anzusparen. Dann springt der Staat mit der Grundsicherung ein – eine Sozialleistung, die aus Steuermitteln finanziert wird. Sie soll ein menschenwürdiges Leben über dem Existenzminimum ermöglichen. Als Faustregel gilt: Wenn das gesamte Einkommen unter 823 Euro liegt, hat man mit hoher Wahrscheinlichkeit Anspruch auf Grundsicherung. Hierzu eine kleine Rechnung: Wer sein ganzes Erwerbsleben hindurch den Mindestlohn von derzeit 8,84 Euro pro Stunde verdient, hat nach 45 Arbeitsjahren Anspruch auf gerade mal 668 Euro Rente – vor Steuern. Der Staat zahlt nur dazu, was zur Grundsicherung noch fehlt, wenn man selbst nicht genug sparen konnte.

Und was heißt das jetzt für die junge Generation, die gerade erst ins Arbeitsleben startet – Rente mit 75 oder gar keine Rente?

Wirklich sichere Prognosen gibt es nicht, denn zu viel ist unklar: Wird die Bevölkerungszahl steigen? In welcher Form gibt es die Rente in 50 Jahren überhaupt noch? Wie lange werden wir in Zukunft arbeiten? Sicher ist nur, dass wir uns nicht allein auf die Rente verlassen können. Außerdem bleibt von der Rente weniger übrig. Ab 2040 wird die nämlich vollständig versteuert und nicht mehr nur zu 74 Prozent wie heute.

Vielleicht bekommen wir aber auch keine Rente, wenn wir alt sind, sondern ein bedingungsloses Grundeinkommen. Also „Geld für alle“ vom Staat, ohne Gegenleistung, zur Sicherung des Existenzminimums. Ein bedingungsloses Grundeinkommen könnte beispielsweise auf einer Finanzierung basieren, die auch die Wertschöpfung von Robotern miteinbezieht, sagt der Ökonom Thomas Straub-

haar. Alle, die Einkommen erwirtschaften, zahlen dann gleichermaßen Steuern, auch die Eigentümer der Roboter. Auch die Sozialversicherungspflicht entfällt – das Grundeinkommen erhalten alle, nicht wie heute, wo nur diejenigen eine gesetzliche Rente bekommen, die vorher Sozialabgaben geleistet haben.

Produktivitätsfaktor schlägt Demografie?

Wenn die Anzahl der Rentner wächst, muss das Rentenniveau sinken. Aber ist das wirklich der einzige Weg? Schließlich hat sich der Anteil der Rentner im letzten Jahrhundert mehr als verdreifacht, die Rente aber ist in diesen 100 Jahren immer nur gestiegen. Was stimmt also nicht an der These vom demografischen Wandel? Ganz einfach: Der Produktivitätsfortschritt unserer Gesellschaft wird gar nicht beachtet – dabei werden wir immer effizienter. Zum Beispiel durch die Arbeit am Fließband: Autos, Nähmaschinen oder ganze Flugzeugcockpits werden immer schneller und billiger hergestellt. Der Finanzmathematiker Gerd Bosbach hat ausgerechnet: „Beträgt der Produktivitätsfortschritt in den nächsten 50 Jahren durchschnittlich nur ein Prozent – und das ist eine sehr pessimistische Prognose für unsere Wettbewerbswirtschaft –, so würden im Jahr 2060 in jeder Arbeitsstunde zwei Drittel mehr als heute hergestellt. Damit wäre ein Arbeitnehmer in der Lage, seinen Anteil für die gesetzliche Rente auf 20 Prozent zu verdoppeln und hätte trotzdem noch fast 50 Prozent mehr in der Tasche.“ Die Digitalisierung könnte in Zukunft für große Produktivitätssprünge sorgen – und so unsere Rente sichern.

Was kann ich jetzt schon für meine Rente tun?

So spießig es auch klingt, die Devise lautet erst mal: sparen! Vielleicht wird die Rente bald durch ein bedingungsloses Grundeinkommen ersetzt. Sicher ist aber: Irgendwann erreicht jeder das Alter, in dem er auf die Rente angewiesen ist. Bis dahin sollte man aber nicht warten, um sich Gedanken über den eigenen Ruhestand zu machen – den Generationenvertrag kann man nämlich nicht einfach kündigen. ←

Schlechter Start

→ Junge Arbeitnehmer haben 1990 weniger verdient als heute. Wenn man die Zahlen aber in Relation zum Durchschnittseinkommen setzt, ergibt sich ein ganz anderes Bild. So fanden Wissenschaftler der Freien Universität Berlin heraus, dass die 25- bis 29-Jährigen im Vergleich zu den Endzwanzigern von 1990 schlechter gestellt sind. Damals verfügten sie in etwa über das deutsche Durchschnittseinkommen, heute haben sie ein Viertel weniger als der Durchschnitt, wobei das gemessene durchschnittliche Haushaltseinkommen bemisst, wie viel Geld eine Person zur Verfügung hat – egal ob versteuertes Arbeitseinkommen, staatliche Transferleistungen oder BAföG. Gewachsen ist auch der Unterschied zwischen den 25- bis 29-Jährigen und den 60- bis 64-Jährigen. Beide verfügten in Westdeutschland 1990 noch in etwa über das deutsche Durchschnittseinkommen. Heute haben die Jungen im Westen rund 25 Prozent weniger als der Durchschnitt, die Älteren im Westen ca. 12 Prozent mehr.

Wer heute in den Job startet, verdient im Durchschnitt weniger Geld als die Berufsanfänger vor 30 Jahren. Auch die Schere zwischen Jung und Alt ist weiter aufgegangen

Von Niklas Prenzel

Die 20- bis 24-Jährigen sind meist noch in der Ausbildung und haben daher zu allen Zeiten weniger Geld zur Verfügung gehabt als der Durchschnitt. Bei den Altersgruppen zwischen 30 und 60 Jahren zeigen sich in der untersuchten Zeit keine großen Veränderungen. Erstaunt ist Professor Timm Bönke, der die Studie durchführte, von der prekären Lage der heutigen Endzwanziger: „Sie haben einen besonders schweren Berufseinstieg mit flexiblen Arbeitsverhältnissen und geringen Löhnen.“ Die

besten Bedingungen hätte die Generation gehabt, die vor 1950 geboren wurde. Hohe Arbeitsplatzsicherheit und ein sehr gutes wirtschaftliches Umfeld mit großzügigem Wohlfahrtsstaat prägten ihr Arbeitsleben. Die Generationen, die ab den 1990er-Jahren in den Arbeitsmarkt eintraten, hätten besonders stark mit Megatrends wie Globalisierung, Digitalisierung und technologischem Wandel zu kämpfen gehabt. „Seitdem sollte Deutschland wieder wettbewerbsfähig gemacht werden durch Flexibilisierung und Deregulierung des Arbeitsmarkts. Solche Änderungen müssen stets die jungen Arbeitnehmer ausbaden“, erklärt Timm Bönke. Sind die heute unter 30-Jährigen also eine Generation, der es finanziell schlechter geht als ihrer Elterngeneration? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Denn auch das reale Durchschnittseinkommen stieg in Deutschland in den letzten 30 Jahren. Sicher ist nur: Zwischen den Generationen wird der Wohlstand immer ungleicher verteilt. ←

Schnell und billig: Manche Berufsanfänger haben weder Zeit noch Geld für ein vernünftiges Mittagessen





Kann man ahnen

Was haben wir von unseren Vorfahren aus dem 15. Jahrhundert geerbt? Familienname, Augen, Nase? Eine Studie aus Italien zeigt, dass sich auch Reichtum und Armut über Generationen vererben

Manche schaffen es tatsächlich vom Tellerwäscher zum Millionär, verbreiteter ist jedoch, dass man es als Spross einer reichen Familie dazu bringt

→ Hängt Lamberto Frescobaldi 23 „Ur“-Silben vor seine Großeltern, landet er im Florenz des 15. Jahrhunderts. Seine Vorfahren waren Bankiers und Winzer und gehörten zu den reichsten Florentinern der Zeit. Sie lebten damals in dem Palazzo, den der 53-Jährige heute noch bewohnt. Dass ihr Nachfahre viele Jahrhunderte später ebenfalls wohlhabender Weinhändler ist, ist kein Zufall. Forscher der Bank of Italy haben die Steuereinnahmen aus den Jahren 1427 und 2011 miteinander verglichen. Das Ergebnis: Die fünf reichsten Familien von damals gehören auch heute noch zu den betuchtesten Steuerzahlern der Stadt. Florenz, diese alte Handelsstadt des jungen Renaissance-Europas, ist sicher ein besonders drastisches Beispiel. Die vielen politischen und ökonomischen Umbrüche innerhalb eines halben Jahrtausends konnten den Dynastien wenig anhaben. Die Forscher gehen aber davon aus, dass Florenz kein Einzelfall ist. Die Ergebnisse, so glauben sie, könnten

auch auf andere westliche Industriestaaten übertragen werden. Damit widersprechen sie dem Wirtschaftsnobelpreisträger Gary Becker, der die These populär machte, dass fast alle Einkommensvor- und -nachteile der Vorfahren im Laufe von drei Generationen verschwinden.

Heißt das also, dass die eigenen Vorfahren vor mehreren Jahrhunderten die gleiche gesellschaftliche Stellung hatten wie man selbst? Ganz so einfach ist es zum Glück nicht. Immerhin entstanden dank Industrialisierung und breiterer Schulbildung in den vergangenen 150 Jahren durchlässigere gesellschaftliche Strukturen. Auch Revolutionen, Kriege und Wirtschaftskrisen wirbeln die Gesellschaft durcheinander. Und trotzdem reproduzieren sich besonders die sehr Reichen und die sehr Armen über viele Generationen. Aufstiegs geschichten wie „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ sind immer noch die Ausnahme. ←

Eine für alle

Von Fatma Aydemir

Illustration: Gregory Gilbert-Lodge

→ Vor meinem ersten Schultag durfte ich mir eine Schultüte aussuchen. Ich konnte mein Glück kaum fassen und wählte die lilafarbene mit einer kleinen Schwarz-Weiß-Zeichnung von einem Mädchen mit Schultüte. Seltsam, oder? Aus irgendeinem Grund war ich davon ausgegangen, dass wir keine Schultüten haben durften. Genauso wie wir keinen Weihnachtsbaum schmückten, keine Wiener Würstchen aßen und nicht bei Freundinnen übernachteten. Dieses Wir bestand manchmal nur aus mir, manchmal noch zusätzlich aus meinen Eltern und meinem kleinen Bruder. Wir lebten immer ein bisschen anders als die 5.000 anderen Menschen in dem süddeutschen Dorf, in dem ich aufwuchs. Wir waren nämlich die einzige türkische Familie.

Dass wir anders waren, hängten meine Eltern aber nie an die große Glocke. Ganz unauffällig ließen sie das Holzkreuz, das ich zu Ostern im Kindergarten gebastelt hatte, verschwinden. Im Stillen verabredeten sie mit den Lehrern, dass ich nicht am Religionsunterricht teilnehmen würde. Doch abgesehen von diesen wenigen Details sollten wir eine ganz normale Familie sein und ich deren ganz normale Tochter. Das heißt: Wir durften auf keinen Fall auffallen.

Ich bin in den 1990er-Jahren aufgewachsen, in einer Zeit, in der Neonazis schon mal von Ausländern bewohnte Mehrfa-

Sei unauffällig, schreib gute Noten und pass dich an: Das waren die Wünsche meiner Eltern, die als Kinder aus der Türkei nach Deutschland gekommen waren und sich für mich ein besseres Leben erhofften. Welchen Druck sie damit auf mich ausübten, ahnten sie wohl nicht

milienhäuser in Brand steckten. Der NSU hat sich zu dieser Zeit formiert, um jahrelang unbemerkt durch Deutschland zu ziehen und ab 2000 kaltblütig Migranten zu ermorden. Dass meine Eltern nicht anecken wollten, war also eine notwendige Maßnah-

me zum Selbstschutz. Aber es ging noch um mehr. Sie wollten mir Dinge ermöglichen, die sie selbst nicht hatten: Bildung, deutsche Freunde, die Aussicht auf eine erfolgreiche Karriere.

Ich bin die Erste in meiner Familie, die in Deutschland geboren ist. Somit gehöre ich zu der sogenannten „dritten Generation“. Meine Großväter waren Anfang der 1970er-Jahre als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen, ihre Frauen und Kinder zogen erst zehn Jahre später nach. Meine Eltern waren Teenager, als sie kamen, und haben hier, wenn überhaupt, nur wenige Monate die Schule besucht. Mein Vater begann schon sehr früh, im Schichtbetrieb einer Fabrik zu arbeiten. Irgendwann lernte er meine Mutter kennen, sie heirateten, dann kam ich auf die Welt – und wurde zum persönlichen Integrationsprojekt der beiden.

Für meine Mutter war klar, dass deutsche Kinder von ganz allein gute Noten kriegen

„Du musst doppelt so viel lernen wie die anderen Kinder!“ Dieser Satz wird vielen aus meiner Generation bekannt vorkommen. Er steht für die hohen Erwartungen, die unsere Eltern an uns hatten. Und er steht dafür, dass unsere Eltern sehr wohl



wussten, dass es nicht leicht für uns werden würde. Für meine Mutter war es ganz selbstverständlich, dass deutsche Kinder allein für ihre Anwesenheit im Unterricht mit guten Noten belohnt wurden. Ich aber musste glänzen, mit außergewöhnlichem Wissen, den originellsten Aufsätzen und einer zusätzlichen Französisch-AG.

Der Ehrgeiz meiner Eltern ging so weit, dass sie, wann immer es ihnen zeitlich und inhaltlich möglich war, meine Hausaufgaben erledigten (was nicht oft vorkam, weil sie beide Vollzeit berufstätig waren, aber immerhin). Mein erstes Referat drehte sich um die Türkei und wurde komplett von meinem Vater verfasst. Ich verstand die Hälfte nicht, aber meine Lehrerin war so stolz, dass sie der Rektorin davon erzählte, die mich im Anschluss öffentlich dafür lobte.

Zur Enttäuschung meiner Eltern war ich aber von Natur aus kein besonders fleißiges Kind. Ich „vergaß“ oft meine Hausaufgaben, täuschte in Mathe Kopfschmerzen vor, damit ich an die frische Luft durfte, und tauchte oft in Tagträume ab, in denen ich mit der Anime-Figur Mila Superstar Volleyball spielte.

Zu den schlimmsten Momenten meines Lebens gehörten die Abendstunden, die auf sogenannte Elternsprechtage folgten. Weil dann die Wahrheit ans Licht kam. „Faul“, „frech“, „lenkt die anderen Kinder ab“ waren die Phrasen, die meine Eltern am häufigsten von Lehrern über mich zu hören bekamen. Gedeemütigt kamen sie nach Hause. „Willst du etwa, dass die denken, Türken wären faul und dumm?“, fragten sie mich. Alles, was ich tat, war symbolisch für eine gesamte Bevölkerungsgruppe. Als eine der wenigen Türkinnen, die es aufs Gymnasium geschafft hatte, stand ich repräsentativ für alle, die dort nicht waren. Ich bekam Hausarrest und durfte eine Woche lang nichts mehr tun, was irgendwie Spaß machte.

Als ich 15 war, gingen meine Eltern immer noch zu diesen Sprechtagen. Die Kommentare hatten sich inzwischen in „respektlos“, „keine Disziplin“, „raucht heimlich auf der Toilette“ verwandelt. Ich wollte mich nicht mehr unauffällig verhalten oder anpassen. Mein Name und mein Aussehen sorgten sowieso dafür, dass ich in der Schule benachteiligt wurde. Wieso sollte ich also in der Ecke sitzen und schmollen? Ich spielte die gefährliche Ausländerin und beschimpfte meine Mitschüler als Kartoffeln. Als ich einer offenkundig rassistischen Lehrerin ins Gesicht brüllte, dass sie rassistisch sei, bestellte sie meine Eltern ein. Sie erklärte ihnen, dass ich Verhaltensstörungen aufwies und besser auf einer Förderschule aufgehoben sei. Langsam gingen meiner Mutter die Ideen aus, was sie mir noch verbieten konnte. Dann durfte ich nicht mehr im Schultheaterensemble mitspielen. Ich bezweifle, dass diese Maßnahme pädagogisch wertvoll war – aber sie traf mich hart. Noch schlimmer aber: Es waren meine Eltern, die mir erklärt hatten, was institutioneller Rassismus ist. Und ironischerweise waren es meine Eltern, die mich dafür bestrafte, dass ich versuchte, mich dagegen zu wehren.

Heute kann ich sie besser verstehen. Weil ich mehr über die Umstände weiß, unter denen sie nach Deutschland kamen. Dass sie und meine Großeltern als temporäre Arbeitskräfte galten, die die deutsche Wirtschaft ankurbeln und sich danach wieder aus dem Staub machen sollten. Sie sahen es als Privileg, langfristig hierbleiben zu dürfen, nicht als ihr Recht. Und wahrscheinlich ist das der große Unterschied zu uns, der dritten Generation: Wir sind in Deutschland geboren und wollen als gleichberechtigte Mitbürger und Mitbürgerinnen behandelt werden. Und wenn uns was nicht passt, dann schreien wir auf. ←

Fatma Aydemir (31) hat mit „Ellbogen“ in diesem Jahr einen viel besprochenen Roman geschrieben. Er handelt von drei Freundinnen mit Migrationshintergrund, deren Frust in einer Gewalttat mündet.

Eine Generation nimmt am selben Abschnitt des kollektiven Geschehens parallel teil

Die obige Erkenntnis ist vom Soziologen Karl Mannheim. Er war der Erste, der Generationen nicht durch Alter, sondern durch gemeinsame Erlebnisse geprägt sah. Ein solches Ereignis war zweifellos der Terroranschlag vom 11. September 2001, als islamistische Attentäter das World Trade Center in New York zerstörten – und damit in den westlichen Industrieländern die Zuversicht, ohne Angst vor Krieg und Terror leben zu können.

Gib mir ein

Zu unserem Thema gibt es recht viele knallige Schlagwörter. Manche machen Sinn, andere weniger. Wir haben mal die wichtigsten zusammengetragen

G

GENERATION, DIE (lateinisch generatio „Zeugung, Nachkommenschaft“, griechisch genos „Gattung, Geschlecht“) Im eigenen Lebensverlauf kann man, je nach Alter, zur Großeltern-, Kinder- oder Enkelgeneration gehören. Im Schnitt gibt es etwa alle 25 Jahre eine neue Generation. Man spricht aber nicht nur bei familiärer Abstammung von Generationen. Auch gesellschaftlich bilden sich Generationen heraus. Jahrgangsgruppen, die zum Beispiel als Kriegsjugend, 68er, Generation X, Millennials bezeichnet werden, behalten das Label ihr Leben lang und altern gemeinsam mit ihren Generationsgenossen. Aber warum spricht man überhaupt von unterschiedlichen Generationen in der Geschichte, und: Schert man da nicht Menschen eines Alters über einen Kamm? Wegweisend beschäftigte sich der Soziologe Karl Mannheim in den 1920er-Jahren mit dieser Frage. Eine Altersgruppe wird demnach zu einer Generationseinheit, wenn sie nach einem einschneidenden geschichtlichen Ereignis ähnliche Überzeugungen und Werte annimmt (Generationszusammenhang). Generationen kämpften darum, ihre Sichtweise in der Gesellschaft durchzusetzen und seien somit der Motor gesellschaftlicher Veränderung. Es sind aber nicht nur politische Ereignisse (zum Beispiel Kriege, Revolutionen), die Generationen entstehen lassen, auch kulturelle Entwicklungen (zum Beispiel Digitalisierung, Einführung der Pille, Musikstile) tragen dazu bei. Seit den 1990er-Jahren rufen nicht nur

Soziologen und Historiker neue Labels aus, sondern auch Journalisten und Personalberater. Ob ein Bestseller über die aktuelle Jugendgeneration oder die neuesten Erkenntnisse über die Ziele junger Arbeitnehmer – beides kommt gut an in der Öffentlichkeit und bei Personalvorständen. Ein lukratives Geschäftsmodell. Von den Generationenlabels haben wir ein paar wichtige zusammengefasst:

A

ACHTUNDSECHZIGER (*1940 bis *1950) „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren.“ Das war eine der Parolen, die unzufriedene Studenten um 1968 herum auf Demonstrationen riefen. Gemeint war damit die als stockkonservativ und spießbürgerlich empfundene Unversitätslandschaft, in der noch viele Professoren lehrten, die schon in der Nazizeit Karriere gemacht hatten (der Talar ist ein knöchellanges Obergewand, das Gelehrte trugen und zum Beispiel Richter immer noch tragen). Auch in anderen Teilen der Gesellschaft entdeckten die 68er dringenden Reformbedarf: Abkehr von der rigiden Sexualmoral, Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern, Aufarbeitung des Nationalsozialismus und Abrüstung – all das waren ihre Anliegen. Viele begeisterten sich für die kommunistischen Experimente in China und kritisierten die USA für deren Krieg in Vietnam. Heute sehen die einen in den 68ern den entscheidenden Impuls für eine starke Demokratie, andere glauben, dass durch diese Protestgene-

ration viele bürgerliche Werte – wie etwa eine intakte Familie – aufgeweicht wurden und dass die Bewegung ein Nährboden für Radikale war, von denen sich einige der damals gegründeten Baader-Meinhof-Gruppe, später RAF genannt, anschlossen (siehe S.43).

B

BABYBOOMER (*1955 bis *1965) In den sogenannten Wirtschaftswunderjahren steigt die Geburtenrate in Westdeutschland stetig an – von Mitte der 1950er- bis Mitte der 1960er-Jahre von 2,1 Kinder pro Frau auf 2,5 Kinder. Diese geburtenstärksten Jahrgänge der Bundesrepublik finden ein abruptes Ende, als Mitte der 1960er-Jahre die Pille als Verhütungsmittel eingeführt wird. Rund acht Millionen Babyboomer leben noch heute, jeder zehnte Deutsche gehört dazu. In ihren Jugendjahren waren sie weniger radikal als die 68er, aber dennoch politisch. Sie protestierten weniger gegen die USA als vielmehr gegen AKWs und Umweltzerstörung. Der Beginn ihrer Berufslaufbahn fällt mit einer Zeit zusammen, in der es in den Industrieländern stetig aufwärts ging und der Staat viele Sozialleistungen verteilte. Viele Babyboomer bezogen jahrelang BAföG, bekamen später gut bezahlte, langfristige Festanstellungen und verdienten im Durchschnitt wesentlich besser als ihre Eltern und oft auch als ihre Kinder. Von denen werden sie schon mal als machtversessene Karrieristen angesehen, die an ihren Sesseln kleben – und bald die

größte Schar von Rentnern stellen, die es je zu versorgen galt. Denn aus den Babyboomern werden ab 2020 Opa- und Omaboomer.

F

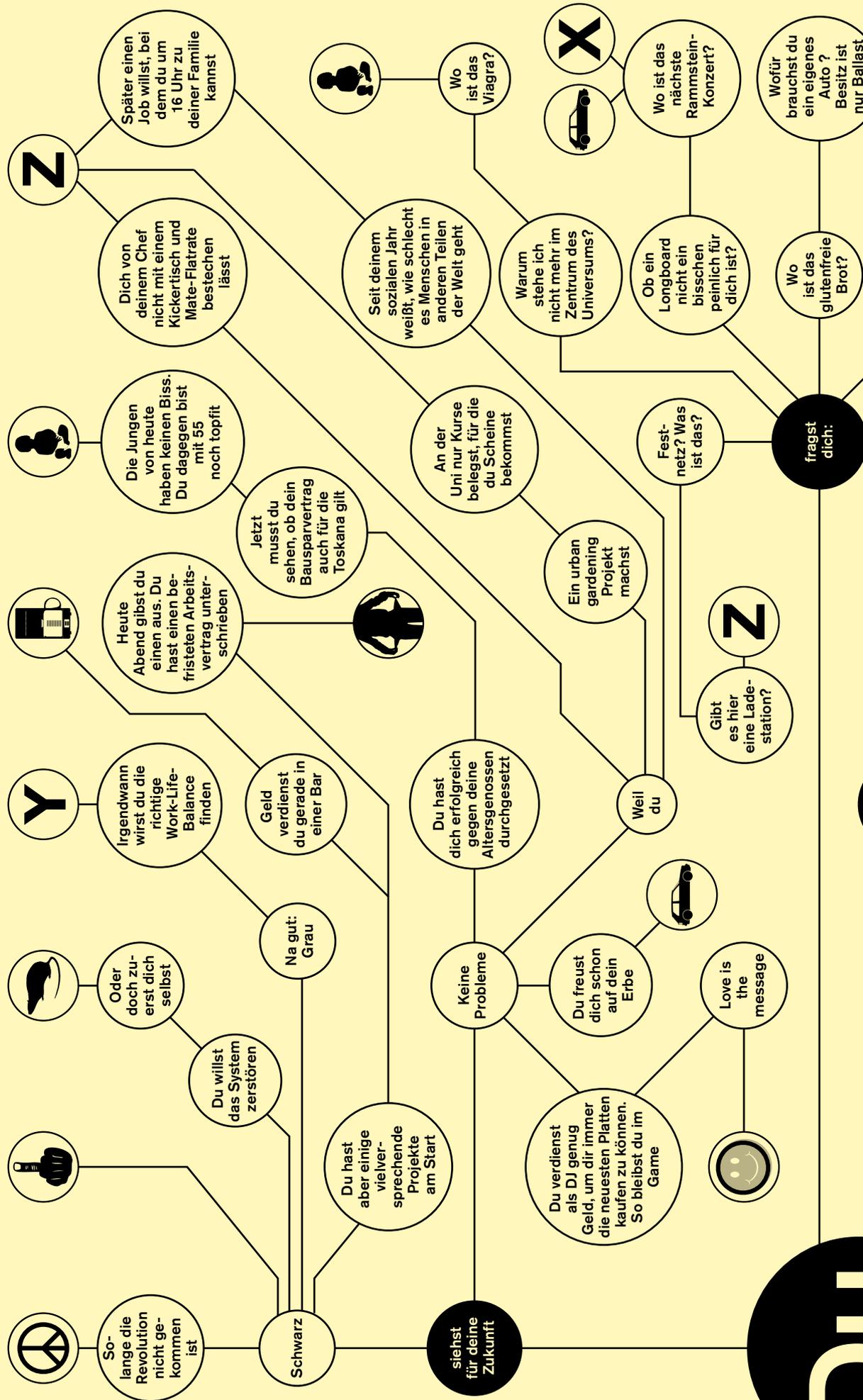
FLAKHELPER-GENERATION (*1926 bis *1928) Die traumatisierende Erfahrung, als Soldaten dienen zu müssen, prägte eine eigene Generation. In den letzten beiden Jahren des Zweiten Weltkriegs mussten die 15- bis 17-Jährigen bei der Luftabwehr helfen. Bekannte Flakhelfer waren Joseph Alois Ratzinger (Papst Benedikt XVI.), der Schriftsteller Günter Grass oder der DDR-Spion Günter Guillaume.

F

FRONT-GENERATION (*1890 bis *1900) Sie nahmen als Soldaten am Ersten Weltkrieg teil und waren überzeugt davon, dass diese Erfahrung sie selbst und die Gesellschaft im Allgemeinen zutiefst verändert hatte. Dazu gehörte neben dem SPD-Politiker Kurt Schumacher auch Adolf Hitler. Diejenigen, die diese Erlebnisse in Kunst und Literatur widerhallen ließen, werden auch der Verlorenen Generation (Ernst Jünger, Erich Maria Remarque, Otto Dix, Franz Marc) beziehungsweise in den USA der Lost Generation (Ernest Hemingway, T. S. Eliot) zugerechnet.

UNSER GENERATIONEN-GENERATOR: Es gibt doch nichts Schöneres als einen griffigen Begriff. Und manchmal reichen Soziologen oder Werbern schon fünf Trantüten, um eine Generation auszurufen. Wir haben für dich mal den Dschungel der mehr oder weniger sinnvollen Zuschreibungen durchforstet. Schau doch mal, wo du landest

Infografik: Ole Häntzschel



G

GENERATION „GIBT'S NICHT“

Kritiker werfen Karl Mannheim und manch anderem, der Generationen erforscht und betitelt, vor, dabei stets an männliche Jugendliche und gesellschaftliche Leitmilieus zu denken. Jemand mit wenig Bildungs- und Aufstiegschancen finde sich kaum in den herkömmlichen Generationenlabels wieder. Übrigens: Studien zeigen, dass sich Menschen heutzutage in Deutschland weniger als früher nach Alter und Generation unterscheiden. Viel wichtiger ist die soziale Herkunft. Die Gräben verlaufen also nicht nur zwischen Jung und Alt, sondern auch zwischen unterschiedlichen sozialen Milieus und Klassen.

K

KRIEGSJUGEND-GENERATION (*1900 bis *1912)

Den Ersten Weltkrieg erlebten sie als Kinder und Jugendliche. Zu jung, um an der Front zu kämpfen, empfanden sie dies als Schmach und verpasste Chance. In den 1920er-Jahren waren diese jungen Männer besonders empfänglich für Radikalisierung. Die „Generation des Unbedingten“ schätzte Kühle, Härte und Sachlichkeit. Nach dem politischen Sieg der Nationalsozialisten nutzten sie die Möglichkeit, um in die Führung des Nazistaats aufzusteigen.

S

SHELL-JUGENDSTUDIE

Was haben Zapfsäulen und Jugendkultur gemeinsam? Im Falle des Shell-Konzerns sehr viel. Seit 1953 finanziert er die Jugendstudie, die meist alle vier Jahre das Leben der 12- bis 25-Jährigen in Deutschland erforscht. Rund 2.500 Jugendliche geben Auskunft über ihre Ansichten zu Familie, Bildung, Beruf, Zukunft, Freizeit, Politik und Werten. Diese Forschungen haben in den letzten 60 Jahren so manche Unterschiede der Generationen festgestellt und Generationenlabels mit Daten unterfüttert (siehe auch S. 5).

S

STURM UND DRANG

Hätte es damals schon Generationenlabels gegeben, wäre die Sturm- und Drang-Generation Ende des 18. Jahrhunderts sicher in aller Munde gewesen. Man las Goethes „Leiden des jungen Werther“, trug langes Haar, modische Kleidung. Eine erste deutsche Jugendrevolte – zumindest auf dem Feld der Dichtung, wo sich ihre Anhänger von den verstaubten und erstarrten Regeln der Literatur lösen wollten.

W

GENERATION WHAT?

Fast eine Million junge Menschen zwischen 18 und 34 Jahren aus 35 Ländern Europas haben im Jahr 2016

an der Jugendstudie „Generation What“ teilgenommen. Diese junge europäische Generation blickt gespalten in die Zukunft: 54 Prozent sind optimistisch, 43 Prozent eher pessimistisch. 87 Prozent sind der Meinung, dass die soziale Ungleichheit in ihrem Heimatland wächst. Der Politik trauen sie eher nicht zu, drängende Probleme zu lösen. 82 Prozent der jungen Menschen in Europa haben „kein Vertrauen“ in die Politik (davon haben 45 Prozent „überhaupt keins“ und 37 Prozent haben „eher keins“). Der niedrigste Wert findet sich in Deutschland: Hier haben lediglich 23 Prozent überhaupt kein Vertrauen in die Politik, wohingegen etwa in Italien 60 Prozent der Politik ihr Misstrauen aussprechen.

X

X (*1965 bis *1980)

Als Generation X bezeichnet man die Alterskohorte, die sich erstmals mit weniger Wohlstand und ökonomischer Sicherheit begnügen muss als ihre Elterngeneration. Der gleichnamige Roman von Douglas Coupland von 1991 erzählt die Geschichte von überqualifizierten jungen Menschen in den USA, die sich mit Aushilfsjobs über Wasser halten und Angst haben, für die ökologischen und ökonomischen Sünden ihrer Eltern büßen zu müssen. Coupland kritisiert eine Wohlstandsgesellschaft, die auf Kosten der Jüngeren existiert. Mit dem Begriff Generation X spielt er darauf an, dass diese Generation sich den Labels der Werber und

Journalisten entzog. In Deutschland prägte Florian Illies mit seinem Buch „Generation Golf“ den Namen dieser Generation. Im Gegensatz zu ihren Altersgenossen der Generation X genießen sie den erarbeiteten Wohlstand ihrer Elterngeneration und ruhen sich darauf aus. Die von den Älteren hinterlassenen ökologischen und ökonomischen Folgen des Wirtschaftsbooms stören sie nicht. Sie streben nach Konsum, seien unkritisch, unpolitisch und errichteten eine „Ego-Gesellschaft“. Ihr Leben sei wie ein Volkswagen Golf: durchrostungssicher, konflikt-scheu, gemütlich.

Y

Y (*1980 bis *2000), wird auch MAYBE genannt.

Mit dem Buchstaben Y war nicht nur die chronologische Fortführung im Generationenalphabet gefunden. Denn zufällig klingt „Y“ wie „Why“, ein gern genutztes Wort der „Millennials“. In der weltpolitischen Unsicherheit von 9/11 sozialisiert, stellen sie besonders am Arbeitsplatz gern vieles in Frage. Warum nicht mit der Chefetage Mittagessen und zweimal pro Woche Homeoffice machen? Work-Life-Balance ist die Melodie dieser Generation, der Sound dabei unpolitisch. Die großen idealistischen politischen Fragen geraten in den Hintergrund. Das Glück im Privaten und der Erfolg im Job sind wichtig. Bedingungslos Überstunden machen bitteschön nur, wenn es dafür auch Selbstverwirklichung und Gestaltungsspielraum gibt. Dann werden zur Not

auch flexibel nach Feierabend die Mails gecheckt. Bevor man aber vor lauter Stress nicht mehr schlafen kann, sucht man sich lieber einen anderen Job. Laut dem Soziologen Klaus Hurrelmann prägt „eine suchende, sondierende Haltung, aber auch eine gewisse Wurschtigkeit“ das Leben der Generation Y. „Das Richtige gibt es nicht mehr.“

Z

Z (ab *2000)

Schon als Kleinkinder wischten sie auf Touchscreens herum, eine Welt ohne Internet und Smartphone kennen sie sich nicht mehr vorstellen. Im Hamster-rad der Karriere wollen die Digital Natives nicht stecken. Arbeit und Privates sollen fein säuerlich getrennt sein. Unter dem Eindruck der Finanz- und Wirtschaftskrise sind sie aufgewachsen und geben sich nicht der Illusion hin, dass Renten und Arbeitsplätze überall sicher seien. Dann doch lieber realistisch denken: ein Job im öffentlichen Dienst, der Sicherheit gibt, und eine Familie gründen. Da das nach neuem Biedermeier und Spießbürgertum klingt, dem die großen politischen Visionen fehlen, wirft manch Alter dieser Generation angepasste Langeweile vor. Zu einem anderen Schluss kommt die aktuelle Shell-Studie: Hier wird eine Generation im Aufbruch beschrieben, die wieder zupacken, umkrepeln, neue Horizonte erschließen will und bereit ist, dabei auch ein Risiko einzugehen. ←



Gemeinsam sind wir stark: Das Verhältnis zwischen Kindern und Eltern war noch nie so gut wie zur Zeit, das Verständnis füreinander noch nie so groß. Auch die Unterschiede der Lebenswelten sind geringer geworden: Sich tätowieren lassen, Skateboard fahren, alte Jeans tragen – all das machen heute auch Erwachsene. Manchmal wirkt es freilich etwas gezwungen, das nennt man dann wohl berufsjugendlich.



Früher war man länger tot

Alte, die man pflegen, und Kinder, die man schützen muss. Der Umgang der Generationen untereinander ist immer eine Sache der Absprache und in manchen Gesellschaften auch ganz anders. Ein Gespräch mit der Ethnologin und Sozialwissenschaftlerin Tatjana Thelen

Interview: Oliver Gehrs

fluter: Seit wann gibt es eigentlich ein Bewusstsein für Unterschiede zwischen den Generationen? Teilte sich die Gesellschaft nicht früher einfach nur in Menschen auf, die mit ihrer Arbeit zum Überleben der Familie beigetragen haben oder eben nicht?

Tatjana Thelen: Die Frage nach dem Ursprung ist schwer zu beantworten, aber sicher ändern sich die Vorstellungen von Generationen im 19. Jahrhundert. Das hat mit dem Aufkommen der bürgerlichen Familie zu tun, in der bestimmte Rollen neu definiert wurden. So ist zum Beispiel auch die liebende Großmutter, die Marmelade kocht und Märchen erzählt, eine relativ junge Figur. Das sind alles kulturelle Vorstellungen, nichts ist naturgegeben.

Auch nicht die starken Gefühle, die Eltern für ihr Kind haben?

Die deutlich emotionalisierte Eltern-Kind-Beziehung hängt auch mit Vorstellungen über Kindheit zusammen. Zunehmend setzte sich ein Verständnis von Kindern als schützenswerte Wesen durch, die nicht für Geld arbeiten, geschlagen werden oder Sex mit Älteren haben sollen. Stattdessen sollen sie in die Schule gehen. In jüngerer Zeit sieht man sie zunehmend als mit besonderen Rechten ausgestattet. Diese Ideen werden seit der Kolonialzeit exportiert und zum Beispiel durch Entwicklungspolitik oder NGOs in hohem Maße auch global verbreitet.

Es gibt aber Länder, die zum Beispiel mit Kinderarbeit kein Problem haben. In Bolivien gibt es sogar Kindergewerkschaften, die im Namen der Kinder das Recht auf Arbeit verteidigen.

Ja, das stimmt, und auch in Europa und Nordamerika war das Thema Kinderarbeit lange umstritten. Vor allem in der Landwirtschaft, aber auch anderen Familienbetrieben war und ist der Beitrag von Kindern wichtig. Wir sehen Überbleibsel

Das indonesische Volk der Toraja bestattet seine Toten erst, wenn die ganze Familie an der Beerdigung teilnehmen kann. In der Zwischenzeit werden die Mumien in den Alltag eingebettet. Auch nach den Beerdigungen werden sie immer wieder ausgegraben, eingekleidet und durchs Dorf getragen, um sie zu ehren

davon zum Beispiel bei den sogenannten Kartoffelferien. Diese wurden eingeführt, damit die Kinder bei der Ernte helfen konnten. Nach wie vor lernen Kinder in vielen Gegenden der Welt durch die Mitarbeit im Haushalt, auf dem Hof oder in der Werkstatt.

Kann man von Kulturen, in denen das Miteinander der Generationen anders organisiert ist, etwas lernen? Oft scheint dort zum Beispiel der Umgang mit Älteren empathischer zu sein.

Lange Zeit hat man geglaubt, dass alte Menschen in nicht industrialisierten Gesellschaften mehr geachtet und respektiert werden. Das lässt sich aber so nicht halten. Auch dort, wo es einen grundsätzlichen Respekt vor dem Alter gibt, hängt die individuelle Wertschätzung sowohl von mentaler Vitalität als auch vom persönlichen, auch materiellen, Erfolg im vorherigen Leben ab. Wem es gelungen ist, Kapital anzuhäufen – das kann Wissen sein, eine Viehherde oder Geld auf dem Konto –, wird wahrscheinlich im Alter mehr geachtet. Zudem finden wir natürlich auch Unterschiede zwischen den Männern und Frauen.

Es gibt auch Naturvölker, die ihre Alten opfern oder sterben lassen, wenn sie nicht mehr zum Überleben der Gemeinschaft beitragen können.

Als Ethnologin würde ich den Ausdruck „Naturvölker“ lieber nicht verwenden, aber Sie haben insofern recht: Neben einer Romantisierung anderer Gesellschaften finden wir auch das umgekehrte Bild eines anscheinend grausamen Umgangs mit alten Menschen in anderen Gesellschaften. In diesem Sinne wurden Vernachlässigung oder gar Tötung von alten Menschen, häufig in Bezug auf die Inuit, diskutiert. Dies bleibt allerdings umstritten. Aber wir können das Interesse daran – ebenso wie die Romantisierung – als Ausdruck unserer eigenen Beschäftigung mit dem Thema sehen. Neben solchen Beschreibungen kultureller Muster finden wir auch Erklärungen auf der individuellen Ebene. Zum Beispiel habe ich in einer Studie aus Indonesien von einer Frau gelesen, die im Alter allein gelassen wurde, bis sie verhungerte. Weder ihre Schwiegertochter noch Nachbarn oder andere Dorfbewohnerinnen und -bewohner wollten sich um sie kümmern. Sie hatte es wohl nicht geschafft, zu Lebzeiten genug positive Beziehungen aufzubauen.

Wie wichtig ist das Abtreten der Alten?

Sie meinen vielleicht die Vererbung von Besitz und Macht an die jüngere Generation? Das ist sicher ein wichtiger Teil von Generationenbeziehungen. In bäuerlichen Familien

beispielsweise markiert die Übertragung des Hofes häufig den Schritt in die Selbstständigkeit und das Erwachsenwerden der jüngeren Generation. Auf der anderen Seite steht die Furcht der Alten vor dem Verlust der Macht und zumindest historisch auch die Gefahr, mit ihrem Abtreten nicht mehr ausreichend versorgt zu werden.

Lassen Sie uns über den demografischen Wandel reden. Gefährdet die drohende Überalterung der Gesellschaft nicht den sozialen Frieden, weil die Anliegen der Jungen wenig Gehör finden? Die Jungen haben das Gefühl, dass die Alten die Ressourcen verbrauchen und dann auch noch kaum bezahlbare Renten beziehen.

Ich bin mir nicht sicher, was Sie mit „Überalterung“ meinen bzw. woran Sie das „Über“ messen. Aber ja, wir beobachten ein Ansteigen der Lebenserwartung und in vielen Ländern auch eine Umkehrung der Bevölkerungspyramide. Diese Entwicklung wird häufig problematisiert, etwa in dem Zusammenhang, auf den Sie wohl im Hinblick auf die Renten anspielen.

Bei einem Rentenalter von derzeit 67 ...

Das mag niedrig erscheinen, wenn man bedenkt, dass das Alter heute einen viel größeren Teil des Lebens einnimmt als zu der Zeit, in der das Rentenalter eingeführt wurde. Daher spricht die Soziologie auch von „jungen Alten“, „mittelalten Alten“ und „alten Alten“. Diese Abschnitte sind nur bedingt vom tatsächlichen oder chronologischen Alter abhängig, sondern vielmehr auch von der individuellen Lebens- und Gesund-

heitssituation. Insofern denkt man heute darüber nach, diese Übergänge flexibler zu gestalten. Jemand, der körperlich tätig war, geht vielleicht früher in Rente, ein anderer arbeitet bis ins hohe Alter. Zum Beispiel finde ich persönlich die Vorstellung, mit 65 aufzuhören zu arbeiten, aus meiner heutigen Perspektive nicht unbedingt attraktiv.

Ein anderes Problem ist der drohende Kollaps der Pflegesysteme, wenn es zu viele Menschen gibt, um die sich gekümmert werden muss.

Zunächst ist es ja mal eine positive Entwicklung, dass die Lebenserwartung und auch die Vitalität vieler Menschen zunehmen. Daher ist das Ausmaß der schon lange vorausgesagten Care-Krise noch nicht sicher. Momentan beobachten wir einen Anstieg der Zahl der Pflegekräfte aus dem Ausland.

Und das halten Sie für ein probates Mittel?

Häufig wollen Menschen im Alter durchaus eine enge emotionale Bindung zu ihren Verwandten, aber nicht unbedingt von ihnen körperlich gepflegt werden. Das kann etwas mit Scham zu tun haben. Laut Umfragen möchten in Japan zum Beispiel wesentlich mehr Menschen von einem Roboter als von einem Familienangehörigen gepflegt werden.

Haben die Generationen früher enger zusammengelebt?

Wenn Sie damit die Idee meinen, dass in Europa früher Menschen eher in Mehrgenerationenhaushalten gelebt haben: nein. Auch die Vorstellung, dass die Bedeutung von Verwandtschaft in der Moderne abgenommen hat, wurde von Sozialhistorikern weitestgehend widerlegt. Im Gegenteil: Man kann feststellen, dass verwandtschaftliche Beziehungen in der Moderne wichtiger werden.

Es gibt aber die Kritik, dass die Alten zunehmend in Pflegeheime abgeschoben werden.

Genau für diese Kritik wird die Vorstellung, dass es früher besser gewesen sei, herangezogen. Gleichzeitig trägt dazu bei, dass ein Leben im Alter in der Familie als gut und in der Institution als schlecht empfunden wird. Allerdings gab es ja einerseits früher gar nicht so viele alte Menschen, die von ihrer Familie hätten versorgt werden müssen. Andererseits gab es auch früher schon Institutionen, in denen die Seniorinnen und Senioren gelebt haben. Deren Anteil an der Gesamtbevölkerung ist zumindest bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ziemlich konstant geblieben. Zudem werden auch in Deutschland die meisten älteren Menschen zu Hause gepflegt.

Und dann ist die Pflege meistens Sache der Frauen, etwa von Töchtern, selten von Söhnen.

Das ist sicher richtig, sowohl bei der Pflege im Alter als auch bei der Versorgung von Kindern. Die Freistellung von Frauen von der Lohnarbeit wird gerade in einem konservativen Wohlfahrtsstaat wie Deutschland auch politisch gefördert. Instrumente wie das Ehegattensplitting belohnen

Die Pflege ist ungleich verteilt: Meistens sind es die Frauen, die sich erst um die Kinder kümmern und später dann um die Alten



Der Fotograf Claudio Stieber, der die Bilder auf diesen Seiten gemacht hat, sagt:
„Unser Umgang mit dem Tod wäre für die Toraja genauso schockierend“

vor allem Paare mit großen Einkommensunterschieden mit Steuervorteilen. Das sind häufig Familien, in denen der Mann Vollzeit arbeitet und die Frau zu Hause bleibt oder dazuverdient. Frauen, die als Mütter nicht oder nur geringfügig erwerbstätig sind, fallen auch in der Arbeitslosenstatistik nicht auf.

Besteht da nicht ein Widerspruch? Immerhin wird ja viel von Geschlechtergerechtigkeit gesprochen.

Es gibt verschiedene Ideale und Normen, die sich zum Teil überlappen oder gar widersprechen. Neben dem Gleichheitsideal gibt es eben auch Vorstellungen über eine „gute“ Kindheit, „gute“ Mütter und die Beziehung zwischen Eltern und Kindern. So wechseln Frauen häufig ihr Ideal der selbstständigen und berufstätigen Frau nach der Geburt ihres ersten Kindes gegen ein Ideal der guten Mutter, die eben nicht oder nur wenig erwerbstätig ist, aus. In dieser Lebensphase und auch später erscheint es dann logisch, dass sie sich auch um ältere Familienmitglieder kümmern. In der Praxis herrscht also ein eher konservatives Gendermodell, das sich neben der Kindeserziehung auch auf die Pflege der älteren Menschen – also die Beziehungen zwischen den Generationen – auswirkt.

Wie wichtig sind Zäsuren? Also biografische Einschnitte, bei denen man mehr Verantwortung übernimmt und feststellt: Ich bin jetzt erwachsen.

Sie spielen hier wahrscheinlich auf sogenannte Übergangsrituale an, die den Eintritt in eine neue Phase, einen neuen Lebensabschnitt markieren. Und ja, bei uns markiert der 18. Geburtstag einen solchen Übergang, an den dann auch neue

Rechte und Pflichten geknüpft sind. Allerdings ist der Inhalt des Kind- oder Erwachsenseins ja nicht gegeben, sondern wird kulturell immer wieder neu ausgehandelt. Häufig wurde der Übergang zum Erwachsensein an der Geschlechtsreife festgemacht. So war es in Europa lange gang und gäbe, dass die Mädchen mit der Geschlechtsreife als heiratsfähig galten. Heute würde man in Deutschland ein Mädchen, das zum ersten Mal seine Tage bekommt, noch nicht unbedingt heiraten lassen. Es gibt kein globales System, wir können uns nur in einzelnen Gesellschaften immer wieder neu darauf einigen.

Lassen Sie uns noch über die Weitergabe von Erfahrungen sprechen. Wie wichtig ist der Austausch zwischen den Generationen?

Auch in dieser Frage scheint mir eine Kritik versteckt zu sein. Zumindest hört man häufig, dass heute nicht mehr genug Wert auf die Erfahrungen und das Wissen der alten Menschen gelegt würde. Allerdings ist es ja nicht generell so, dass auf Alte nicht gehört wird. So haben wir viele ältere Politiker, die im Parlament oder in Talkshows sitzen, der Papst ist ein alter Mann, und auch in der Wissenschaft kann durch Seniorität das Ansehen steigen. Auf der individuellen Ebene ist es vielleicht heute auch in Deutschland einfacher für die Enkelgeneration, den Großeltern zuzuhören, als vor einiger Zeit, als man noch vermuten musste, dass man einen Naziopa vor sich hatte. ←

Tatjana Thelen ist Professorin für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien. Ihre Themenschwerpunkte sind Verwandtschaft, Pflege und soziale Sicherung

Liebes

Gertrud Matthes und die polnische Pflegerin Ewa Sobczak leben ein modernes Familienmodell: die kranke Mutter und ihre bezahlte Tochter. Ein Besuch

Von Dirk Gieselmann
Illustration: Gregory Gilbert-Lodge

→ Kurz vor Ostern, als es endlich Frühling wurde, sagte Ewa* zu Frau Matthes*, dass sie sich ein Fahrrad kaufen möchte. Sie habe da eines gesehen, das ihr gut gefalle, am Sonntag nach dem Kirchgang, im Schaufenster beim Händler in der Stadt. Sie habe etwas Geld beiseitegelegt.

Aber Ewa, Liebes, sagte Frau Matthes, nimm doch meins. Ich schenke es dir.

Ewa zierte sich, ein Fahrrad, fand sie, das sei doch ein allzu großes Geschenk, nicht wahr. Das kann ich nicht annehmen, sagte sie.

Nimm es bitte, Liebes, sagte Frau Matthes. Ich brauche es nicht mehr, das weißt du doch.

Gertrud Matthes wird nie mehr Fahrrad fahren. Seit sie vor drei Jahren einen Schlaganfall erlitten hat, sind ihre Gliedmaßen beinahe vollständig gelähmt. Nur die linke Hand kann sie noch schwach bewegen, es reicht gerade, um auf den Knopf zu drücken, mit dem sie das Rückenteil ihres Bettes hochfahren kann. Im Sitzen sieht sie dann den Kirschbaum im Garten und mitunter einen Vogel, der auf einem Zweig hockt. Dieser Ausblick, sagt Frau Matthes, werde ihr niemals langweilig, die Sonne, der Regen, der Schnee, der Zug der Wolken, die Färbung der Blätter, das sich allmählich verändernde Licht, das ist doch herrlich, sagt sie, das habe ich früher nie wahrgenommen. Wenn sie so redet, klingt sie wie jemand, der Glück gehabt hat.

Hätte die Nachbarin, die sie zum Kaffeekränzchen besuchen wollte, sie damals nicht durchs Fenster im Flur liegen sehen, da bei der Telefonbank, wo sie zusammengebrochen war, und hätten die Männer vom Rettungsdienst nicht die Tür eingetreten, sagt Frau Matthes, dann wäre es aus gewesen mit mir, so schnell kann es gehen, dann wäre ich jetzt schon bei meinem Helmut.

Nun ist sie bei Ewa, und Ewa ist bei ihr, das ist das ganze Glück, das sie hat. Liebes, so nennt Frau Matthes ihre polnische Pflegerin, die rund um die Uhr für sie da ist, ihr das Kissen richtet, damit sie den Kirschbaum besser sehen kann, die für sie kocht, sie füttert, wäscht und tröstet, die ihre Lieblingsmusik

auflegt von Roger Whittaker und Karel Gott, mit ihr die Vorabendserien schaut, ihr die feine Bluse anzieht, wenn der Hausarzt kommt, und mit ihr betet vor dem Einschlafen. Gertrud Matthes, geboren 1938 in Cloppenburg, und Ewa Sobczak, geboren 1969 in Gliwice, sind eine kleine Familie, die das Schicksal zusammengeführt hat, der sogenannte Pflegenotstand, die Suche nach einem besseren Einkommen und eine Agentur für 24-Stunden-Betreuung. Eine kranke Mutter und ihre bezahlte Tochter. Eine, wenn man so will, moderne Familie.

Experten schätzen, dass zwischen 150.000 bis 300.000 osteuropäische Pflegekräfte in deutschen Privathaushalten arbeiten, viele davon schwarz. Sie betreuen alte Menschen, die nicht im Heim leben möchten, aber auch keine Angehörigen haben, die sich umfassend um sie kümmern könnten oder wollten. Die Zeiten, in denen die Kinder das Haus übernahmen und im Gegenzug die Eltern versorgten, sind längst vorüber.

Auf Gertrud Matthes traf beides zu. Sie hatte niemanden, der sich um sie kümmern konnte, wollte aber auch nicht in ein Seniorenstift ziehen, den Friedhof der Lebenden, wie sie es nennt. Ihr Mann Helmut ist lange tot, er starb 1999 an Lungenkrebs, der Sohn lebt weit entfernt in Süddeutschland, er habe, sagt Frau Matthes, beruflich sehr viel um die Ohren. In einem Heim vor sich hin zu vegetieren, gelähmt, aber bei vollem Bewusstsein, das war für sie schon vor dem Schlaganfall ausgeschlossen. Für den Fall der Fälle hatte sie Informationsbroschüren von Pflegedienstleistern gesammelt.

Der Sohn kannte ihren Wunsch, er reiste an und regelte das Notwendige: die Bewilligung des Pflegegrads 5, den Umbau des Hauses, den Vertrag mit der Agentur, dann übergab er seine Mutter an ihre neue Tochter. Als Gertrud Matthes drei Monate nach ihrem Schlaganfall nach Hause zurückkehrte, war Ewa schon dort. Sie war in das alte Kinderzimmer gezogen, über das Bett hängte sie ein Bild der Schwarzen Madonna von Tschenstochau.

Im Deutschkurs, den sie in Vorbereitung auf ihre Tätigkeit absolvierte, lernte sie die Vokabeln der Pflege, ból heißt Schmerz, głód heißt Hunger, zmęczenie heißt Müdigkeit. Den Rest hat sie beim Zuhören gelernt. Frau Matthes erzählt gern und viel von früher, von ihrem Helmut, der Kaminbauer gewesen sei und viel geraucht habe, ob der Lungenkrebs nun vom Zigarettenkonsum gekommen sei oder vom Kontakt mit dem

Frau Matthes erzählt viel von früher, Ewa lernt beim Zuhören Deutsch



Asbest, das könne man nicht sagen. Vom guten Leben, das sie einst hatten, vom letzten gemeinsamen Urlaub auf Wangerooge. Von ihrem Sohn – ein ganz heller Kopf –, er sei nach dem Abitur gleich fortgezogen in die große Stadt, das müssten die jungen Leute ja tun, was sollten sie denn hier. Er schreibe ihr regelmäßig. Ewa sitzt neben dem Bett auf einem Hocker, streichelt Frau Matthes' Hand und nickt manchmal. Sie versteht alles und sagt wenig.

Etwa 1.200 Euro netto können polnische Pflegerinnen in Deutschland verdienen, das ist das Doppelte des Gehalts, das Ewa zuvor als Erzieherin in einem Kindergarten in Polen bezog. Dafür hat sie ihr Leben in den Dienst einer fremden Frau gestellt, es ist entsagungsreich und aufopfernd, sechs Tage in der Woche, elf Monate im Jahr, 900 Kilometer von daheim entfernt. Ihre Tochter, sagt sie, studiere Jura in Warschau, der Vater sei fort, lange schon, mehr möchte sie nicht berichten über ihr Leben in Polen, in das sie jetzt nur noch für drei Wochen im August und für ein paar Tage an Weihnachten zurückkehrt. Darauf freue sie sich sehr, aber zugleich falle es ihr schwer, Frau Matthes zurückzulassen. Die Mitarbeiter der Sozialstation kümmern sich in dieser Zeit um sie, aber das ist was anderes, sagt Frau Matthes, das kann man nicht vergleichen.

In dem kleinen Haus, das die beiden seit nun fast drei Jahren gemeinsam bewohnen, riecht es, als hätte jemand auf einer Krankenhausstation Kuchen gebacken. Die Heizungsluft flirrt, ein Harlekin aus Keramik sitzt auf der Fensterbank und beobachtet Frau Matthes, die

Es gibt 2,8 Millionen Pflegebedürftige in Deutschland. 1,3 Millionen werden zu Hause von Angehörigen gepflegt, 700.000 werden zu Hause von Pflegeheimen versorgt, 800.000 wohnen in Pflegeheimen

regungslos im Bett liegt, und Ewa, die sie umkreist und umsorgt und ihr so nah kommt wie ein Mensch sonst nur sich selbst. Liebes, sagt die kranke Mutter, gibst du mir etwas zu trinken, bitte.

Den Großteil ihres Gehalts schicke sie ihrer Tochter, sagt Ewa. Für sich brauche sie kaum etwas, Kost und Logis sind von Vertrags wegen frei. Und wofür soll sie es sonst ausgeben, an den Sonntagen, die sie freihat, in dieser Kleinstadt, die daliegt wie erstochen von der Durchgangsstraße. Manchmal trinkt sie einen Kaffee in der Fußgängerzone, aber der komme ihr, sagt sie, zu teuer vor, und Kuchen backe sie ohnehin lieber selbst. Auch ihre freien Tage verbringt sie inzwischen meistens mit Frau Matthes.

Als sie die Tür des Kinderzimmers hinter sich geschlossen habe, damals, am ersten Abend in Deutschland, sei es ihr vorgekommen wie ein Gefängnis. Gäfänknis, sagt sie, und es klingt für einen kurzen Moment so, wie es tatsächlich gewesen sein muss. Dann lacht sie absichtsvoll, als wollte sie damit etwas zurücknehmen, das sie nicht hätte sagen sollen. Aber jetzt fühle auch sie sich hier daheim, bei Frau Matthes. In den akkurat geschlagenen Scharten der Sofakissen liegen Kuscheltiere, ein Schaf, ein Hund und ein Schimpanse, wie in einem Museum der Gemütlichkeit. In der Küche hängt ein Wandkalender mit Landschaftsaufnahmen aus der Region, herausgegeben

von einer örtlichen Tankstelle. Darin stehen die Termine des laufenden Monats auf Polnisch. Lekarz steht da, am Dienstag kommt der Hausarzt, pedikiurzystka, am Mittwoch kommt der Fußpfleger. Einmal in der Woche bringt der Sohn der Nachbarin die Lebensmittel vorbei. Wenn es Frau Matthes gut geht, gehe es ihr auch gut, sagt Ewa. An das Heimweh habe sie sich gewöhnt, neben der Schwarzen Madonna von Tschenstochau hängen nun ein paar Fotos. Auf einem ist eine junge Frau zu sehen, die sich für ein Maifest zurechtgemacht hat, es ist Ewas Tochter, sie heißt Nadia und ist 22 Jahre alt.

Im ehemaligen Schlafzimmer des Ehepaars Matthes, das jetzt einem Arzneimittellager gleicht, steht noch der große Eichenschrank, darin hängen die alten Sonntagskleider. Frau Matthes hat sie Ewa vermacht, erst eins, dann noch eins, schließlich alle, so was, sagt Frau Matthes, trägt man doch heute wieder. Sie stehen dir so gut, Liebes. Sie wünscht sich, dass Ewa einmal zum Schützenfest geht oder zur Kirmes, vielleicht lernt sie dort einen netten Mann kennen, sagt Frau Matthes, es muss doch manchmal recht einsam sein, allein mit mir, nicht wahr, Liebes. Ach nein, es geht, sagt Ewa Sobczak und lächelt.

Das Fahrrad hat sie schließlich doch angenommen. Den Sommer über hat sie abends ein paar Ausflüge gemacht, den Fluss entlang, in die Wiesen, durch den Wald. Vielleicht, sagt sie, werde sie bald einmal eine polnische Kollegin besuchen, die ebenfalls eine alte Frau pflege, in einem Dorf westlich von hier, etwa 20 Kilometer entfernt. ←

* Namen geändert

Die große K

Weil man in China über lange Zeit nur ein Kind bekommen durfte, kümmert sich heute niemand um die vielen Alten. Die Kommunistische Partei will nun die Jugend des Landes zum Familienglück zwingen

Von Sara Geisler

Es ist nicht einfach, in China jung zu sein. Eltern können ihre Kinder sogar verklagen, wenn die sie nicht besuchen



Konfuzion

→ Am 1. Juli 2013 betritt eine kleine, alte, weißhaarige Frau den Gerichtssaal in Wuxi, einer chinesischen Stadt zwischen Schanghai und Nanjing. Frau Chu hat ihre Tochter verklagt, weil die sie nicht besucht hatte. Fast ein Jahr lang war sie nicht da. Das Gericht ordnet schließlich an, dass die Tochter und der Schwiegersohn alle zwei Monate bei ihr auf der Matte zu stehen und mindestens zwei nationale Feiertage pro Jahr mit ihr zu verbringen haben. Sonst drohen Geldstrafen oder sogar Gefängnis.

Die rechtliche Grundlage für diese Entscheidung ist ein Gesetz zur „Achtung der älteren Generation“. Es ist – in seiner überarbeiteten Fassung – erst wenige Stunden alt und wird mit dem Bekanntwerden von Frau Chus Fall sofort auf allen Kanälen diskutiert – teils mit Zustimmung, teils mit Bangen, oft mit Hohn. „Es ist lächerlich, das zu einem Gesetz zu machen. Das ist, als würde man Eheleuten vorschreiben, ein harmonisches Sexleben zu führen“, schreibt der Schriftsteller Guo Cheng in seinem Blog. In dem Gesetzestext steht, dass Kinder ihre Eltern, sobald diese 60 Jahre alt sind, „oft“ besuchen und finanziell unterstützen müssen. Wie oft genug ist, steht nicht darin.

Gehorsam gegenüber den Eltern galt in China lange Zeit als wichtige Tugend. Noch heute kennt jeder Schüler die „24 Beispiele kindlicher Pietät“, die ein Gelehrter der Yuan-Dynastie vor 700 Jahren gesammelt hat. Sie haben vom kleinen Wu Meng gehört, der im Sommer nackt vor dem Bett seiner Eltern schlief, damit die Mückenschwärme nicht ihre Nachtruhe störten. Da ist Frau Tang, die jahrelang ihre zahnlose Schwiegermutter stillte. Und natürlich Yu Qianlou, der zu Diagnosezwecken den Stuhlgang des kranken Vaters kostete (er war süß, wahrscheinlich Diabetes).

Der chinesische Philosoph Konfuzius, der um 500 v. Chr. lebte, bezeichnete den Respekt vor dem Alter als „Wurzel der Menschlichkeit“. Solange die Eltern eines Mannes am Leben seien, solle er nicht weit reisen. Es sei Aufgabe der Kinder, die Eltern und Großeltern im Alter zu versorgen. Das in der Mao-Ära eingeführte Hukou-System, eine Art Wohnsitzkontrolle, machte es schließlich auch rechtlich so gut wie unmöglich, vom Land in die Stadt oder in eine andere Provinz zu ziehen: Wer seine Kinder in die Schule schicken oder Zugang zur Gesundheitsversorgung haben will, muss an einem Ort wohnen bleiben – das ist auch heute noch so. Jahrzehntlang hielt sich mehr oder weniger die gesamte Bevölkerung daran.

Mit der Öffnung Chinas änderte sich das. Innerhalb kurzer Zeit wurde aus einem planwirtschaftlichen Agrarstaat die zweitgrößte Wirtschaftsmacht der Welt. Weil diese Entwicklung hauptsächlich in den großen Städten passiert, pfeifen Mil-



lionen junge Chinesen auf das Melderegister, verzichten auf die damit verbundenen Privilegien und pilgern in die Metropolen. Der ergrauende Papa und die alternde Mama bleiben im Dorf zurück, oft auch der eigene Nachwuchs, Oma und Opa sowieso.

Das Londoner Institut The Economist Intelligence Unit hat untersucht, wo auf der Welt alternde Menschen die beste schmerzlindernde und pflegende Versorgung bekommen. In dem Ranking von 2015, das den klingenden Namen „Quality of Death Index“ trägt, landete China auf Platz 71 von 80 – je höher die Zahl, desto schlechter steigen die Betagten aus. Zwar werden in China gerade viele Altersheime eröffnet – 2016 gab es gut 20 Prozent mehr als im Vorjahr –, doch die Wartelisten sind lang. Theoretisch müssten sich 1.000 Senioren 32 Betten teilen. Und es wird noch enger, denn Chinas Bevölkerung altert im Zeitraffer: War 1970 ein Chinese im Schnitt 19 Jahre alt, lag das Durchschnittsalter bei der letzten Zählung vor drei Jahren bei 37 Jahren. 2050 soll es auf 49 Jahre steigen. Damit wächst der Anteil der Alten in China so schnell wie nirgendwo sonst.

Schuld daran ist die sogenannte Ein-Kind-Politik. Eingeführt wurde die Geburtenkontrolle 1979 mit dem Ziel, Hungersnöte zu vermeiden und die Wirtschaft anzukurbeln. Wer nur wenige Mäuler zu stopfen hat, so die Rechnung der Regierung, kann mehr Geld für Konsumgüter ausgeben. Zwar gab es einige Ausnahmen von der Regel, zum Beispiel für die 55 ethnischen Minderheiten oder in ländlichen Gebieten, wenn der Abstand zum ersten Kind groß genug war. Wurde eine Frau ein zweites Mal schwanger, drohten aber in aller



Die Jugend zwischen den Stühlen: Man sollte sich nicht allzu kritisch über die Regierung äußern, aber bei der Frisurenwahl ist man frei

Regel Konsequenzen. Sie reichten von Geldstrafen und Kündigungen bis zu Zwangsabtreibungen und -sterilisation.

Die Ein-Kind-Politik ging auf und das Bevölkerungswachstum extrem zurück. Heute hat China eine der geringsten Geburtenraten der Welt und eine Familienstruktur, die Demografen als „4-2-1“-Modell bezeichnen: Am Ende jeder Kette steht ein Einzelkind, dessen Eltern auch schon Einzelkinder waren. Kritiker spötteln, die Regelung habe ein Heer „kleiner Kaiser“ hervorgebracht – verhätschelte Einzelkinder, die nun jeweils sechs alternde Personen zu versorgen hätten.

Seit dem 1. Januar 2016 gilt die Zwei-Kind-Politik. „Zwar erlaubt das Gesetz jetzt ein zweites Kind, aber viele Leute, zumindest 50 Prozent, wollen nach dem ersten gar kein weiteres“, sagt Cai Fang. Er ist einer der bekanntesten Demografen Chinas und fordert, Paare finanziell dabei zu unterstützen, zwei oder, noch besser, drei Kinder zu bekommen. Dass sich die Chinesen längst weniger vermehren, als ihrer Regierung lieb ist, hat viele Gründe. Eine Mixtur aus hohen Mieten, fehlenden Kinderbetreuungsplätzen und einem schwärmenden Blick gen Westen ist ein sehr effektives Verhütungsmittel.

In Deutschland denken die viele Menschen an Glückseligkeit, wenn sie Konfuzius hören. In China ist der Stellenwert seiner Lehre eher mit dem der Zehn Gebote zu vergleichen. Nachdem das chinesische Kaiserreich 221 v. Chr. gegründet wurde, erhob man seine Ideen zur Staatsdoktrin. Die strenge Gesellschaftsordnung, die sich Konfuzius überlegt hatte, schien perfekt, um die nötige Stabilität herzustellen: Der jüngere Bruder musste zum älteren aufsehen, der Sohn zum Vater, der Un-

China führt ein Social-Credit-System ein: einem Mitschüler geholfen? Pluspunkt!

tertan zum Herrscher. Nur Freunde waren auf einem Level. Als Frau musste man im Laufe eines Lebens gleich mehreren Männern hörig sein: dem Vater, wenn man jung war, dem Ehemann, wenn man verheiratet, und dem erwachsenen Sohn, wenn man verwitwet war. Besteht Harmonie im Kleinen, so dachte Konfuzius, gibt es auch im Großen keinen Streit.

Mit den Plänen der Kommunisten, die Mitte des letzten Jahrhunderts unter Mao Tse-tung die Volksrepublik China ausriefen, passte diese Denkweise überhaupt nicht zusammen. Alles, was mit Konfuzius zu tun hatte, galt als rückständig. Konfuzius war schuld an der Unterdrückung des Volkes. Während der Kulturrevolution der 1960er- und 1970er-Jahre verbrannten die Kommunisten seine Bücher, zerstörten Tempel und verwüsteten Konfuzius' Familiengrab.

Xi Jinping, der jetzige Staatschef Chinas, zitiert Konfuzius in seinen Reden wieder gern. Er besuchte dessen Geburtsort und sprach auf einer Konferenz zu Ehren des Philosophen. Er legt dem Volk die Lektüre der „Gespräche“ ans Herz, eine Sammlung, die Konfuzius' Schüler nach dessen Tod auf-

schrieben. In Schulen werden wieder klassische Gedichte gelernt und in Unis Kurse zur „nationalen Bildung“ angeboten und dabei Konfuzius' Gedanken studiert.

Seitdem China eine wachsende Mittelschicht hat, die gut vernetzt ist und immer mehr Rechte einfordert, ist die Kommunistische Partei wieder mehr an Harmonie als an Revolte interessiert. Liberaler Wandel durch liberalen Handel? Will sie lieber nicht. Xi, der auf dem Parteitag im Oktober auf eine Stufe mit Mao gestellt wurde, als Vordenker des „Sozialismus chinesischer Prägung“, träumt von der Herrschaft der Partei. Nicht *China first*, sondern *party first*. Damit das klappt, wird die Presse zensiert wie seit 30 Jahren nicht mehr. Menschenrechtsaktivisten werden verfolgt und Arbeitsbücher aus Unis verbannt, die „westliche Werte“ wie Meinungsfreiheit vermitteln könnten. Zusätzlich arbeitet der Staat an einem Social-Credit-System, das jeden Chinesen für sein Verhalten belohnt oder bestraft und 2020 fertig sein soll. Du hast einem Mitschüler geholfen, die Eltern besucht, ein E-Auto gekauft? Pluspunkt! Falsch geparkt, die Partei kritisiert, auf eine Demo gegangen? Punktabzug! Wer einen niedrigen Score hat, wird künftig nur noch mit gedrosseltem Internet surfen, keinen Job im öffentlichen Dienst bekommen und auch ganz sicher nicht ins Ausland reisen.

Laut Zhang Yan Feng, einem Pekinger Anwalt, ist das Gesetz zur Achtung der älteren Generation als „erzieherische Nachricht“ an das Volk zu verstehen. Als „Erinnerung an die Jungen, sich auf traditionelle Werte zu besinnen“, wie es ein Professor der Universität Peking ausdrückte. Am besten zusammengefasst hat die Absicht des Gesetzes aber Konfuzius, nachzulesen in den von Xi Jinping hochgelobten „Gesprächen“, Kapitel 1, Vers 2: „Unter denen, die die Alten achten, gibt es selten Menschen, die gegen die Obrigkeit rebellieren.“ ←

Von Eltern

Sch

Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR schadeten nicht nur fremden Familien, sondern oft auch ihren eigenen. Bis heute kommt die letzte Generation von Stasi-Kindern nicht mit ihren Eltern und deren Vergangenheit zurecht

**Von Fabian Dietrich
Fotos: Simon Menner**



→ Wäre er wie sein Vater und seine Mutter, dann säße er wahrscheinlich jetzt nicht hier. Arbeitslos, in einer kleinen Wohnung am Stadtrand, irgendwo in Brandenburg. Dann hätte er sich vielleicht auch einfach gesagt: „Schwamm drüber“, und weitergemacht. Er hätte einen guten Job, Geld und vielleicht auch ein Einfamilienhaus. Doch so einer ist Thorsten Richter* eben nicht. Bald sind 30 Jahre vergangen, seit die DDR unterging, doch dieser Staat, in dem er seine Jugend verbrachte, lässt ihn immer noch nicht los. Thorsten Richter sagt, er könnte manchmal den Kopf in die Hände legen und heulen. Immer wieder stellt er sich Fragen, die sich heute auch viele andere Kinder von Stasi-Mitarbeitern stellen: Was haben meine Eltern angerichtet? Wurde ich von ihnen manipuliert? Es gibt Fotos, die ihn als lachenden, fröhlichen Jungen zeigen, aber er sagt, dass er sich an eine schöne Situation in seiner Kindheit eigentlich nicht erinnern kann. Kalt seien seine Eltern gewesen. Distanziert. Immer auf Höchstleistungen erpicht.

Wie alle Kinder von Stasi-Leuten wächst Thorsten Richter in privilegierten Verhältnissen auf. Die Richters verdienen überdurchschnittlich gut, leben in einer komfortablen Woh-

Wer bin ich? Diese Bilder hat der Fotograf Simon Menner im Stasi-Archiv gefunden. Sie zeigen verschiedene Verkleidungstechniken, mithilfe derer die Mitarbeiter des MfS ihre Mitbürger unauffällig ausspionieren sollten

nlechten



nung, haben Telefon, Auto, Wochenendhaus. „Nach außen hin musste immer alles mustergültig aussehen“, sagt er. Die Richters sind „Genossen erster Kategorie“, Vater und Mutter arbeiten genau wie sein Großvater in der „Firma“, so nannte man intern das Ministerium für Staatssicherheit (MfS).

Mitarbeiter dieser Organisation zu werden, die die DDR gegen innere und äußere Feinde schützen sollte, bedeutete, Teil einer Elite zu sein. Bei den Demonstrationen zum 1. Mai marschiert Thorsten Richter durch seine Heimatstadt. Die anderen winken ins Nirgendwo, aber er hat immer die Tribüne im Blick, auf der sein Opa steht. Der hat noch mit Ernst Thälmann, dem Parteivorsitzenden der KPD von 1925 - 1933, gekämpft und erzählt mit leuchtenden Augen vom Paradies. Im Jahr 2000, verspricht der Opa, werde das Geld abgeschafft. Jeder bekomme das zum Leben, was er braucht. „Wir

Sie schauen Dokumentationen, lernen Opfer kennen, sind entsetzt, wie grausam die Stasi mit Gefangenen umging

haben in einer Blase innerhalb der DDR gelebt“, sagt Thorsten Richter heute. Bis zum Jahr 1989 habe er keine Sekunde lang Westfernsehen geschaut.

Der Vater ist bei den „Rückwärtigen Diensten“, hat mit Immobilien und Logistik zu tun. Die Mutter arbeitet in der Abteilung für „Kader“ und kümmert sich um das Personal. Was genau seine Familie bei der Stasi wirklich macht, erfährt er nie. Die Eltern sprechen kaum darüber, denn sie sind ständiger Überwachung und Kontrolle durch den Arbeitgeber ausgesetzt. Es gibt Spitzel, die nur dazu da sind, andere Spitzel zu überwachen. Wird er in der Schule nach dem Beruf seiner Eltern gefragt, antwortet Thorsten Richter das, was allen Stasi-Kindern aufgetragen wird: „Die sind beim Ministerium des Inneren angestellt.“ Natürlich ahnen seine Lehrer und Mitschüler, dass das nicht die Wahrheit ist. Sie brauchen ja nur seine Adresse zu sehen, dann ist eigentlich alles klar. In ihrem Haus, einem gerade fertiggestellten Neubau, leben ausschließlich Mitarbeiter des MfS.

Für Thorsten Richter ist durch den Beruf seiner Eltern ein Leben als Außenseiter vorbestimmt. Blättert man durch sein Familienalbum, fällt auf, dass auf keinem Foto andere Kinder zu sehen sind. Spione lauerten überall, die Paranoia der Staatsicherheit machte auch vor den eigenen Kindern nicht halt. Nie darf Thorsten Richter jemanden aus der Schule zum Spielen mitbringen. Freundschaften sind für ihn tabu. Ein einziges Mal ist er zum Geburtstag einer Klassenkameradin eingeladen. Er sei erstaunt gewesen, was für eine liebevolle und lockere Atmosphäre zwischen deren Eltern geherrscht habe, sagt er heute.

Manche Kinder aus Stasi-Familien begehrten auf. Sie begannen zu diskutieren und kritische Fragen zu stellen, hörten Musik aus dem Westen und suchten sich ihre Freunde und Geliebten auch gegen den Willen der Eltern aus. Die Journalistin Ruth Hoffmann beschreibt in ihrem Buch „Stasi-Kinder“ zahlreiche Jugendliche aus Thorsten Richters Generation, die den Mut aufbrachten, sich über die Verbote ihrer Familien hinwegzusetzen, und dafür verstoßen und regelrecht kaputtgemacht wurden. Thorsten Richter war jedoch einer von der anderen Sorte. Er funktionierte genau so, wie es von ihm verlangt wurde. Er hatte gute Noten, trieb Sport, glaubte an den Kommunismus und das System der DDR. „Ich war ein richtiges Vieh“, sagt Thorsten Richter, wenn er alte Aufnahmen von sich sieht. Muskelbepackt, Flaum auf der Oberlippe, eine große Metallbrille wie der junge Bill Gates.

Die Stasi, „Schild und Schwert der Partei“, wächst seit ihrer Gründung im Jahr 1950 kontinuierlich. Alle zehn Jahre verdoppelt sich die Zahl ihrer Mitarbeiter. Der enorme Personalbedarf der Organisation lässt sich ab den 1970er-Jahren nur noch dadurch decken, dass das MfS seinen Nachwuchs verstärkt in den eigenen Familien rekrutiert. Wer hier arbeitet, muss besser als die anderen sein. Tausendprozentig. Ohne Kontakte in den Westen,

ideologisch besonders gefestigt, zu bedingungslosem Gehorsam bereit.

Wenn Thorsten Richter über sich als jungen Mann spricht, klingt es manchmal, als rede er über eine komplett fremde Person. In seiner Erzählung wirkt es, als sei er durch sein Leben geschlafwandelt und irgendwann im November 1989 aufgewacht. Wie genau es kam, dass er die Familientradition fortsetzte und nicht nur er selbst, sondern auch noch seine Ehefrau Kerstin*, die er mit 19 heiratete, für die Stasi zu arbeiten begann, das fragt er sich heute. „Ich wollte meiner geliebten DDR etwas Gutes tun. Für den Frieden arbeiten. Die Kapitalisten mit dem Geheimdienst stoppen.“ Bei den meisten Stasi-Kindern stellten die Eltern im Hintergrund die Weichen und sorgten dafür, dass auch sie in die „Firma“ kamen.

Seine Schwester Miriam* fängt 1987 in der Abteilung Postkontrolle an, damals typische Frauenarbeit, pro Tag kontrolliert sie 800 Briefe von DDR-Bürgern. „Eine richtig kranke Sache“, sagt sie heute dazu. Thorsten ist für Höheres bestimmt, schon als Jugendlicher nimmt er an paramilitärischen Lagern zur Vorbereitung auf den Eintritt in die Stasi teil. Der Ausbilder ist ein Bekannter des Vaters, die Atmosphäre familiär. Man begrüßt ihn und die anderen Anwärter mit dem Spruch: „Ihr seid Diamanten und müsst geschliffen werden.“ Als er 18 wird, folgt der nächste Schritt. Er wird auf der Stasi-Hochschule in Potsdam angenommen, um eine Offiziersausbildung zu machen. Thorsten lernt alle Techniken, die ein richtiger Agent braucht. Von „Zersetzung“ und Observation politischer Feinde bis hin zu Schießübungen und Selbstverteidigung. Einmal sitzt er auch in einer konspirativen Wohnung und belauscht mit einer Wanze die Gespräche der Nachbarsfamilie. Was diese Menschen nach Ansicht der Stasi verbochen hatten und was dort geredet wurde, weiß er heute nicht mehr.

Dann gibt es die Momente zaghaften Aufbegehrens. Thorsten und Miriam Richter finden wie viele andere Teenager der DDR Gorbatschow und seine Perestroika-Politik gut. Miriam heftete sich irgendwann, ohne groß darüber nachzudenken, einen Gorbi-Sticker an die Jacke und wird dafür wochenlang von ihren eigenen Kollegen verhöhrt. Als bei den Demonstrationen in Leipzig und Berlin 1989 der Ruf „Stasi raus!“ ertönt, hält Thorsten das für ein Missverständnis, das sich noch ausräumen lässt. Er will auf eine Demo fahren und dort eine Rede darüber halten, dass er und die Anderen doch eigentlich gute Menschen sind, doch seine Vorgesetzten halten ihn auf.

Die Fernsehbilder von Helmut Kohl und Lothar de Maizière, die die Wiedervereinigung Deutschlands und das Ende der DDR besiegeln, verfolgt Thorsten Richter vom Fußboden aus. Er liegt einfach nur da und schüttet eine Flasche Whisky in sich rein. Er sei nicht traurig gewesen an diesem Tag, sagt er heute, sondern einfach nur komplett verwirrt. Konnte es sein, dass alles, an das er geglaubt hatte, falsch gewesen ist?

Die Eltern gleiten erstaunlich geschmeidig hinüber in die neue Zeit. Sie haben im Gegensatz zu ihren Kindern Geld

Noch viele Generationen können sich mit der Aufarbeitung der Stasi-Unterlagen beschäftigen: 99 Kilometer Akten und 17.000 Säcke mit Schnipseln warten auf Auswertung



und gute Verbindungen. Der Vater wird Therapeut in der geschlossenen Psychiatrie. Thorsten Richter selbst kommt deutlich schlechter zurecht. Das Problem ist nicht so sehr, dass er bis heute jedem Arbeitgeber ehrlich sagt, dass er drei Jahre lang bei der Stasi war. Das Problem ist eher, dass er, der als Jugendlicher niemals gegen Staat und Familie aufgemuckt hat, sich im wiedervereinigten Deutschland nicht mehr länger anpassen kann oder will. Erst kürzlich versuchte er, eine Umschulung zum Erzieher zu machen, aber das funktionierte nicht recht. Er hielt die Zustände im Kindergarten einfach nicht aus. Dort, erzählt er, sollten die Kleinen einfach nur funktionieren und zum Gehorsam gezwungen werden, und dagegen habe er sich gewehrt. Die Kollegen erwiderten: „Du schleppst dauernd deine Vergangenheit mit dir rum, das hält ja kein Mensch aus!“

Thorsten Richter und seine Ehefrau engagieren sich in den Jahren nach der Wiedervereinigung in der Umweltbewegung. Sie stehen an einem Stand von Greenpeace auf dem Marktplatz ihrer Heimatstadt, als der Vater eines Tages mit dem Auto vorfährt. „Da seid ihr ja bei einer verfassungsfeindlichen Organisation“, sagt er. „Welche Verfassung meinst du? Redest du von der DDR?“, fragt Thorsten zurück. Sobald er versucht, über die Vergangenheit zu sprechen, machen die Eltern zu. Bis heute sagt die Mutter: „Darüber rede ich nicht.“

Mitte der 1990er-Jahre finden Thorsten und Miriam Richter allmählich die Kraft, sich mit ihrer Herkunft zu beschäftigen. Sie schauen Dokumentationen, lernen Opfer kennen, sind entsetzt, wie grausam die Stasi mit ihren Gefangenen umging. „Das glaubt mir ja keiner, aber ich habe das alles nicht gewusst“, sagt Thorsten Richter. „Wir waren Teil einer menschenverachtenden Maschine“, sagt Miriam Richter. „Das geht unser Leben lang nicht weg.“ Ob sie selber anderen Menschen geschadet haben, wissen sie nicht. Aber ausschließen, sagt Thorsten Richter, könne er das natürlich nicht.

Seit er das Buch von Ruth Hoffmann über die Stasi-Kinder in die Finger bekommen hat, geht er ab und zu in eine Selbsthilfegruppe in Berlin und lernt dort andere Menschen kennen, denen es ähnlich ergangen ist. „Wir sind die Generation, die durch eine klare Konditionierung jede Kritikfähigkeit verloren hat. Durch den Wendeprozess, durch den Bruch, sind wir aufgewacht“, sagt Thorsten Richter. Noch immer leiden viele von ihnen unter der Erziehung ihrer linientreuen und strengen Eltern. Sie berichten von Schlägen und dem Zwang zum Gehorsam, von Einsamkeit, mangelnder Liebe und Indoktrination. Als Nächstes will Thorsten Richter seine Akte von der Stasi-Unterlagenbehörde anfordern. Es wird noch ein oder zwei Jahre dauern, bis er sie lesen kann, aber er ist sicher, dass ihn das weiterbringen wird. Er hofft, dass darin nicht nur etwas über ihn selbst, sondern auch über seine schweigende Familie steht. ←

* Namen geändert

1 Million DM Belohnung Dringend gesuchte Terroristen



Albrecht, Susanna
1.75 groß, braunes Haar, dunkle Lippen, Sonnenbrille



Krabbe, Friederike
1.72 groß



van Dyck, Elisabeth
1.68 groß



Bader-Witt, Silke
1.71 groß



Mahrhage, Ingrid Mayr
1.80 groß, braunes Haar, kurzschneidig, besitzt beim Ausfahren und im Durchlauf eine Brille



Flambach, Johanna
1.70 groß



Viett, Inge
1.55 groß, braunes Haar, 1 cm lange Haare am Hinterkopf, lange Augen, kurze Zehen



Spittel, Angelika
1.64 groß, braunes Haar, kleine Schläfenpartie, rechte Schläfenpartie



Stornesbach, Sigrid
1.68 groß



Klär, Christian
1.88 groß, braunes Haar, dunkel schraffierter Adresskopf



Schütz, Adelheid
1.62 groß, braunes Haar, auf der rechten Wange 2 Muttermale



Heßler, Rühl Gerhard
1.75 groß, braunes Haar, dunkelbraune Augen, dunkle Augenbrauen, dunkle Lippen, dunkle Nase, dunkle Ohrläppchen, dunkle Ohren, dunkle Haare, dunkle Augenbrauen, dunkle Lippen, dunkle Nase, dunkle Ohrläppchen, dunkle Ohren



Wagner, Rolf Klemens
1.75 groß, braunes Haar, dunkelbraune Augen, dunkle Augenbrauen, dunkle Lippen, dunkle Nase, dunkle Ohrläppchen, dunkle Ohren



Stoll, Willy Peter
1.72 groß, braunes Haar, dunkel schraffierter Adresskopf



Lang, Jörg
1.72 groß

Erst wurden sie von den Medien Baader-Meinhof-Bande genannt, später prägten sie dann selbst den Begriff Rote Armee Fraktion (RAF): die linksextremistischen Terroristen, die ab 1970 die BRD mit Banküberfällen, Anschlägen und Entführungen in Atem hielten. Als die Gründer 1972 festgenommen und später in Stammheim inhaftiert wurden, formierte sich zur Unterstützung und zur Weiterführung des proklamierten „antiimperialistischen Kampfes“ die sogenannte 2. Generation: Um die Gefangenen freizupressen, entführte sie 1977 den Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer; palästinensische Terroristen entführten zur Unterstützung die Lufthansa-Maschine „Lands-hut“ von Mallorca nach Mogadischu. Die Erpressung misslang, Schleyer wurde ermordet, die Gefangenen in Stammheim nahmen sich das Leben. Doch damit war der Terror nicht vorbei, er wurde von der sogenannten 3. Generation bis 1993 fortgeführt. Am 20. April 1998 gab die RAF mit einem Schreiben an die Nachrichtenagentur Reuters ihre Auflösung bekannt. Viele Morde aus dieser Zeit sind weiterhin unaufgeklärt, drei ehemalige RAF-Mitglieder werden immer noch gesucht.

Neu in die Fahndung aufgenommen sind:



Friedrich, Baptist-Ralf
1.81 groß, braunes Haar, an beiden Seiten und Wangenmole, inangroße Haarverfärbungen



Hofmann, Siegrinde
1.57 groß



Wankewski, Stefan
1.86 groß



Boock, Peter
1.72 groß

einer der gesuchten Personen führen, sind je 50 000 DM (insgesamt 1 Million DM) Belohnung ausgesetzt, die unter Ausschluss des Ad verteilt werden. Sie sind nicht für Personen bestimmt, zu deren Berufspflichten die Verfolgung strafbarer Handlungen gehört.

Vorsicht Schußwaffen!

behandelt werden, nimmt das Bundeskriminalamt, AdL TE Bonn-Bad Godesberg, Tel. (022 21) 35 20 41, oder jede andere Polizeidienststelle entgegen.

Photograf: Bundeskriminalamt, Polizei, AdL Bonn-Bad Godesberg, Bonn, Baden-Württemberg

Es ist noch immer nicht vorbei



Der Krieg in Syrien lässt gerade viele Menschen traumatisiert zurück. Es ist zu befürchten, dass selbst künftige Kinder dieser Menschen unter dem Konflikt leiden werden

Wie kann es sein, dass manche Menschen heute noch Probleme mit Dingen haben, die ihre Eltern oder Großeltern im Zweiten Weltkrieg getan und erlebt haben? Ein Gespräch mit Angela Moré, Professorin für Sozialpsychologie an der Leibniz Universität Hannover, die erforscht, wie Traumata von einer Generation an die nächste weitergegeben werden

Von Fabian Dietrich

fluter: Was würden Sie einer 18-jährigen Leserin unseres Magazins raten: Sollte sie sich dringend mal mit ihrer Familiengeschichte beschäftigen?

Angela Moré: Nein, nur wenn es einen Leidensdruck gibt. Mit 18 hat man ja meistens erst mal genug damit zu tun, sich von den Eltern zu lösen. Aber manchmal empfinden junge Menschen etwas als ihr eigenes Problem, dessen Ursache in einer früheren Generation liegt.

Der Gedanke, dass wir auch noch die Probleme unserer Eltern und Großeltern mit uns herumschleppen, ist ehrlich gesagt ziemlich deprimierend.

Von unseren Vorfahren werden uns ja nicht nur negative Eigenschaften und Erfahrungen weitergegeben. Dass Sie zum Beispiel hier sitzen und mir Fragen stellen, hat sicher auch damit zu tun, dass Sie viel Positives von Ihrer Familie mit auf den Weg bekommen haben. Und Eltern und Großeltern, die selbst Opfer waren, haben nicht die Absicht gehabt, ihren Kindern und Enkeln etwas Schlechtes mitzugeben. Aber sie konnten nicht an-

ders, weil sie die schlimmen Erlebnisse nicht einfach loswerden konnten, sondern tiefe Narben in sich tragen. Daher kommt ja der Begriff „Trauma“: Es sind im medizinischen Verständnis Wunden, die nie vollständig verheilen, sondern vernarben und häufig weiter schmerzen. Das transgenerationale Erbe ist so etwas wie ein Phantomschmerz in den nachkommenden Generationen.

Wie muss man sich die Vererbung eines Traumas von Eltern an ihre Kinder vorstellen? Funktioniert das so wie die Weitergabe von genetischem Material?

Es ist zwar inzwischen nachgewiesen, dass Traumata die Gene verändern können, aber sie werden nicht eins zu eins vererbt. Kinder sind nicht nur passive Empfänger der meist unbewussten Botschaften der Eltern: Sie nehmen das, was sich atmosphärisch im familiären Klima zeigt, aktiv auf. Natürlich beeinflusst ein Kind auch umgekehrt die Erwachsenen. Deswegen ist das Bild der Erbschaft irreführend. Es ist keine einseitige Weitergabe, sondern ein emotionaler Kommunikationsprozess.

Eine große Rolle in der Forschung zu diesem Thema spielt der Holocaust. Warum?

Aufgrund der Tatsache, dass einige Tausend Menschen damals schwer traumatisiert überlebt haben und in Behandlung waren, gab es erstmals in größerem Umfang Material, das zeigte, dass es vielen dieser Überlebenden ähnlich ging. 20 bis 30 Jahre später kam die zweite Generation, und man stellte in Therapien fest, dass auch sie bestimmte, in ihrer Art ähnliche Probleme hatte. Manche Kinder zeigten sogar Symptome, als wären sie selbst im Konzentrationslager gewesen.

Welche Art von Symptomen meinen Sie?

Dazu gehören unerklärliche Angst, Bedrücktheit und innere Schwere bis hin zu Fantasien über eine diffuse, allgegenwärtige Bedrohtheit. Manche Kinder oder sogar Enkel haben den unerklärlichen Drang, ständig unterwegs sein zu müssen – auch bei Kälte und mit wenig Nahrung. Hintergrund kann sein, dass ein Elternteil oder naher Verwandter die Todesmärche, zu denen die Nazis KZ-Insassen bei der Flucht vor den russischen Truppen gezwungen haben, nur knapp überlebte.

Viele Eltern wollen ihre Kinder vor dem Bösen in der Welt schützen und verschweigen ihnen deshalb, wenn etwas Schlimmes in der Familie passiert ist.

Das Spannende ist, dass ein Kind oft ganz genau spürt, wenn etwas verborgen werden soll, weil es den anderen verstehen will. Es merkt zum Beispiel, dass ein Erwachsener in bestimmten Situationen gereizt oder schlecht gelaunt oder schreckhaft ist. Das sind Rätsel für das Kind, die es sich erklären will.

Übertragen sich Traumata bei Tätern und Opfern in gleicher Weise?

Das scheint nur auf den ersten Blick so. Zwar spielt Scham bei Tätern wie Opfern eine Rolle. Bei den einen, weil sie eine Demütigung erlitten haben. Bei den anderen, weil ihre Kinder nicht merken sollen, dass die Eltern böse Dinge getan haben. Aber es gibt auch deutliche Unterschiede. Kinder von Verfolgten spüren etwas von der Bedürftigkeit ihrer Eltern und haben oft Schuldgefühle, wenn sie erwachsen werden und ihren

Bis zu 40 Prozent der Flüchtlinge in Deutschland leiden unter Trauma-Folgestörungen. Bei Flüchtlingskindern ist die Rate der posttraumatischen Belastungsstörung 15 Mal so hoch wie bei deutschen Kindern.



eigenen Weg gehen wollen. Nach dem Motto: Ich kann doch nicht meine Eltern im Stich lassen und ein eigenes Leben führen. Ein weiteres kompliziertes Phänomen ist, dass sich Menschen, die verfolgt wurden, gelegentlich sehr aggressiv ihren eigenen Kindern gegenüber verhalten. Sind die Kinder trotzig, sagen sie: Hitler konnte uns nicht umbringen, aber ihr schafft das bald.

Das Schweigen der Täter erleben deren Kinder hingegen nicht als ein Beschütztwerden, vielmehr wollen Täter und Mitläufer sich selbst schützen. Sie wollen nicht dastehen als die Folterer und Mörder, die ihre Kinder in ihnen sehen könnten. Die Nachkommen der Täter und Täterinnen spüren häufig, dass sie belogen werden, dass ihnen Dinge verheimlicht werden, weil die Eltern ein Bild von moralischer Anständigkeit aufrechterhalten wollen.

Die Geschichte beginnt ja nicht mit dem Zweiten Weltkrieg und den Verbrechen der Nazis. Wie weit können denn Traumata in einer Familie zurückgehen?

Das kommt darauf an, wie lange etwas reproduziert und nicht thematisiert wird. Ich hatte vor kurzem Kontakt zu einer Frau, die sehr darunter gelitten hat, dass ihre Familie aufgrund des Wechsels von der katholischen zur protestantischen Religion vertrieben wurde. Das liegt schon neun oder zehn Generationen zurück. Dieses Gefühl – nur weil ihr das getan habt, sind wir vertrieben worden – trug sie bis in die Gegenwart.

Wie kann man bei all dem Ballast aus der Vergangenheit vermeiden, dass man seine Traumata unbewusst an die eigenen Kinder weitergibt?

Indem Sie sich damit auseinandersetzen. Sie geben es dann nicht weiter, wenn Sie es in eine bewusst erzählte und bearbeitete Geschichte verwandeln. Das ist das Paradox. Wenn Sie mit Ihrem Kind irgendwann darüber sprechen, ist die Gefahr, dass es Ihr Trauma übernimmt, geringer. Wobei dies eher für ungewollt entstandenes Leid gilt. Auch der Wechsel hin zur protestantischen Religion wurde ja nicht vollzogen, um den eigenen Familienmitgliedern Leid zuzufügen. Das kam durch die Vertreibung. Allerdings genügt das einfache Erzählen der Geschichte nicht mehr bei schweren Traumatisierungen. Wenn Menschen über lange Zeit der Willkür, Misshandlung und oft auch Todesdrohungen ausgesetzt waren. Diese Art von Trauma zerstört etwas in einem Menschen, zerrüttet sein Vertrauen in andere – und das verändert sogar Gene in den Betroffenen, wie Forschungen am Münchner Max-Planck-Institut nachweisen konnten. ←

Wie ist denn die



Seit mehr als sieben Jahren befindet sich Griechenland in der Krise. Wo einst die erste Demokratie der Welt entstand, sehen viele Junge für ihre Zukunft schwarz und verlassen das Land. Andere haben noch Pläne und Hoffnung. Hier erzählen vier von ihnen

**„Viele von uns haben erfolgreich studiert – und jetzt null Chancen.“
Kalliopi, 28**

Ich komme von einer Insel, die viele Deutsche aus dem Reiseprospekt kennen. Auf Rhodos geht es den Menschen noch relativ gut, weil sie den Tourismus haben. Wer aber andere Jobs sucht, geht fort. Immer zu Weihnachten treffe ich dort vier Kindheitsfreundinnen wieder, die alle ausgewandert sind. Weil sie in Griechenland keine Chancen haben, arbeiten sie als Architektin in den Niederlanden, Wirtschaftsprüferin in London, Physikerin in Cambridge und Sonderpädagogin in Schottland.

Damals, im Frühling 2010, war Griechenland zwar offiziell von der EU und dem Internationalen Währungsfonds gerettet worden, musste aber im Gegenzug harte Sparmaßnahmen umsetzen. Ich studierte damals an der Athener Uni, vor der sich täglich die Demonstranten versammelten. Kriegsähnliche Zustände waren das. Ich bin nach meinem Jurastudium nach Deutschland gegangen, habe Praktika und meinen Master gemacht. Nun versuche ich, im Ausland eine Stelle als Doktorandin zu bekommen.



Viele junge Griechen haben erfolgreich studiert und jetzt in ihrem Land null Chancen. Unser Wissen und Können ist im Moment nur außerhalb Griechenlands gefragt.

Dabei gibt es keinen einzigen Griechen, der nicht wieder zurück nach Griechenland will. Wir sind eine verlorene Generation.

In der Generation meines Großvaters gab es auch viele Auswanderer. Die kleine Insel, auf der er wohnte, ist heute fast entvölkert, weil viele nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Glück in den USA suchten und dort geblieben sind. Wer damals ein Studium und eine Ausbildung hatte, fand aber zumindest noch Arbeit in Griechenland. Mein Opa konnte als Rechtsanwalt auf der Insel bleiben und sich etwas aufbauen. Was mir wirklich Sorgen macht, ist der Rechtsruck in Griechenland. Die Leute sind wütend auf die linke Regierung und radikalisieren sich immer mehr. Die Krise macht sie rassistisch. Sie sind arm und sehen in den Flüchtlingen, die auf den Inseln ankommen, Feinde, die von der EU angeblich mehr unterstützt werden als sie selbst.

**„Ich träume von einem Leben im Olymp.“
Ioannis, 26**

In fünf Jahren will ich in einem kleinen Dorf im Olymp-Gebirge leben. Dort habe ich mit fünf Freunden ein kleines Unternehmen gestartet. Auf einer Fläche von 15 Fußballfeldern bauen wir Bergtee an. Eine spezielle Sorte, die es nur in Griechenland gibt. Die Großeltern eines Freundes wohnten früher in dem Dorf. Ihre zwei Häuser und das Land, das dazugehört, sind unsere Ausgangsbasis, von der aus wir expandieren wollen.

Die Arbeitslosigkeit bei den 15- bis 24-Jährigen liegt in Griechenland immer noch bei über 40 Prozent. Auch



Aussicht?

aus unserer Gruppe sind zwei arbeitslos, die anderen haben gerade Jobs. Wir alle sparen jeden Monat Geld und stecken das ins Unternehmen, um unseren Traum zu verwirklichen. Mein Bruder ist auch dabei. Er schickt uns Geld aus Paris, wo er als Kellner arbeitet. Zurzeit arbeite ich noch im Verkauf und Marketing eines großen Gardinenproduzenten in Thessaloniki. Die richtige Arbeit fängt für mich aber erst nach Feierabend an: Kunden anschreiben, Tee abpacken, ein Marketingkonzept entwickeln. Wir wollen ein soziales Unternehmen sein, uns allen gleich viel Lohn zahlen und alle wichtigen Entscheidungen gemeinsam treffen. Dieses Jahr hatten wir unsere erste Ernte. Die war noch sehr klein, weil wir biologisch anbauen und deshalb etwas länger warten müssen, bis die jungen Setzlinge Ertrag abwerfen. In zwei Jahren werden wir unser angestrebtes Produktionsvolumen erreichen, in fünf Jahren wollen wir alle davon leben können. Ich habe viele Bekannte mit ähnlichen Vorhaben: Sie produzieren Olivenöl oder Honig. Wer weiß, wie lange die schlechte Lage noch andauern wird. Da ist es besser, nicht von einem einzigen Arbeitgeber abhängig zu sein, sondern gemeinsam mit anderen etwas aufzubauen und neue Wege auszuprobieren. Das ist unsere Lehre aus der Krise.

**„Nach dem Ende der Diktatur 1974 wollten viele das Land neu aufbauen.“
Katerina, 29**

Ich hatte Glück. So wie meine Eltern, die keinen Tag ihres Lebens arbeitslos waren. Seit drei Jahren arbeite ich in einer IT-Firma als feste freie Mitarbeiterin und verwalte die Computersysteme von öffentlichen Einrichtungen wie Unis und Krankenhäusern. Wie die meisten anderen jungen



Leute bekomme ich immer nur eine Vertragsverlängerung für sechs Monate. Zwar arbeite ich Vollzeit in dem Unternehmen, bin aber trotzdem offiziell selbstständig. Am eigenen Leib spüre ich, dass Griechenland mittlerweile einen der flexibelsten Arbeitsmärkte in der EU hat. Immerhin

kann ich meine Miete selbst zahlen, bin unabhängig von meiner Familie. Meine Schwester wird bald meinem Bruder folgen und im Ausland arbeiten. Auch viele Freundinnen sind weggegangen. Mein Freund und ich sind nicht mehr zusammen, seitdem er auf der Suche nach Arbeit Griechenland verlassen musste.

Als ich aufwuchs, war Griechenland mit einem Neuanfang beschäftigt. Die Menschen wollten ihr Land nach dem Ende der Diktatur 1974 neu

Der intergenerationale Fairness-Index ver-
gleich europaweit Staatsschulden, Renten-
system, Wohnungs- und Ausbildungskosten.
Griechenland und Italien haben demnach die
größte Ungerechtigkeit zwischen den
Generationen. Slowenien ist auf dem ersten
Platz, Deutschland auf dem siebten

aufbauen. Alle freuten sich 1981 über die Mitgliedschaft in der EU und später über den Euro und schauten in den Nullerjahren auf die Olympischen Spiele im eigenen Land. Alle hatten ihre Kreditkarten und die Illusion, eine Menge Geld zu besitzen. Dann kam die große Krise und damit das böse Erwachen. Wir sind eine enttäuschte Generation, die sich den Illusionen der Elterngeneration nicht hingibt. Es gibt sicher viele Gründe, an dieser Situation zu verzweifeln, aber bei mir überwiegt die Hoffnung. Es haben sich viele kleine Communitys gebildet, die bei Hackathons (*Wortschöpfung aus „Hack“ und „Marathon“, Anm. d. Red.*) oder in selbstverwalteten Abendschulen Wissen austauschen und solidarisch miteinander leben. Ich gebe zum Beispiel Programmierkurse und nehme dafür an Yogakursen teil. Es bewegt sich einiges. Griechenland wird langsam erwachsen und rappelt sich Stück für Stück auf.

**„Die Krise ist und war Normalität für mich, ich kenne keinen krisenlosen Zustand.“
Theodoris, 17**

Als die Krise Griechenland erreichte, war ich neun Jahre alt. Ich kann mich daran erinnern, dass Mitschüler

von mir fast in Ohnmacht fielen, weil sie morgens zu Hause nicht genug zu essen bekamen. Die Schule hat daraufhin ein kostenloses Frühstück für Bedürftige eingeführt. Auch meine Eltern hatten von Jahr zu Jahr weniger Geld. Wegen der unsicheren Zukunft versuchten sie, so viel wie möglich zu sparen, mein Vater musste als Bauingenieur immer mehr Steuern zahlen. Sie konnten sich den Fußballverein und meinen Musikunterricht nicht mehr leisten. Das alles ist und war Normalität für mich, ich kenne keinen krisenlosen Zustand.



Im nächsten Sommer mache ich mein Abitur.

Danach will ich in Thessaloniki Wirtschaft studieren, um später Arbeit zu finden. Am liebsten würde ich später den Betrieb managen, in dem mein Vater arbeitet. Ein guter Freund von mir will in Italien Ingenieur werden. Andere Freunde gehen auch zum Studium ins Ausland. Sie sind der Überzeugung, dass sie mit einem Abschluss aus dem Ausland dann einfacher im Ausland einen Job finden werden. Aber ich will bleiben und mit dafür sorgen, dass es hier wieder aufwärtsgeht. ←



Alles für euch

Von Florian Sievers

Kernkraftwerke hinterlassen strahlenden Müll, der für Millionen Jahre sicher verwahrt werden muss. Aber wie können wir unseren Nachfahren mitteilen, wo er liegt und wie gefährlich er ist?

→ Nach heutigen Vorstellungen wäre die Anlage in der flirrenden Wüstenhitze ein Unheil verheißender Ort: ein Dreieck mit 300 Metern Kantenlänge, im Boden eingelassen das zackige Logo, das Gefahr für Mensch und Umwelt anzeigt, darauf drei Obelisken, die mahndend in den Himmel ragen. Schon auf mehrere Kilometer Entfernung würden diese Steinsäulen mit Inschriften in Englisch, Chinesisch, Spanisch und den anderen Weltsprachen der UNO warnen, dass hier Krankheit und Tod drohen. Das wäre unmissverständlich – zumindest für die Menschen der Gegenwart. Wie aber würden die Nachfahren der Menschheit in Zehntausenden von Jahren dieses Bauwerk verstehen? Als abschreckenden Hinweis? Oder vielleicht doch eher als Einladung, hier mal nach längst vergessenen Schätzen zu graben?

Letzteres wäre fatal. Denn das gigantische Mahnmal in der Wüste soll intelligente Lebewesen in ferner Zukunft vor dem hochradioaktiven Atommüll warnen, der darunter vergraben ist. Die Anlage ist die Idee einer Gruppe von Forschern, die sich Anfang der 1980er-Jahre im Auftrag der US-Regierung Gedanken darüber gemacht haben, wie man eigentlich unsere Nachfahren über die Hinterlassenschaften von Kernkraftwerken und Atombombentests informiert – also hochradioaktiven Müll, den wir seit Jahrzehnten bergeweise produzieren. Denn dieser Atommüll strahlt für lange Zeit tödlich radioaktiv. Sehr lange sogar. Plutonium-239 hat eine Halbwertszeit von 24.110 Jahren – danach ist also gerade mal die Hälfte der Strahlung abgeklungen. Das sind, zumindest nach heutigen Lebensspannen, rund 800 Generationen. Jod-129 kommt sogar auf fast 16 Millionen Jahre.

Das sind Zeiträume, die die menschliche Vorstellungskraft sprengen. Doch der Fairness halber sollten auch die Lebewesen, die in 24.000 Jahren die Erde bevölkern, noch über die atomare Gefahr Bescheid wissen. Es gab allerdings in der menschlichen Geschichte noch nie etwas, das einen derart langen Zeitraum überdauert hat. Zum Vergleich: Die Hieroglyphen der alten Ägypter, die zu den ältesten Schriftsystemen der Menschheit gehören, waren vor nicht mal 5.000 Jahren aktuell – heute jedoch versteht nur noch eine Handvoll Spezialisten, was uns die ägyptischen Schriftgelehrten sagen wollten. Und die Hieroglyphen-Warnungen vom angeblichen Fluch der Pharaonen haben kaum je einen Grabräuber oder Archäologen

davon abgehalten, mal in den Pyramiden nachzusehen, ob sich da nicht etwas holen lässt.

In 16 Millionen Jahren – oder auch nur in 1.000 oder 10.000 Jahren – könnten Naturkatastrophen die Erde

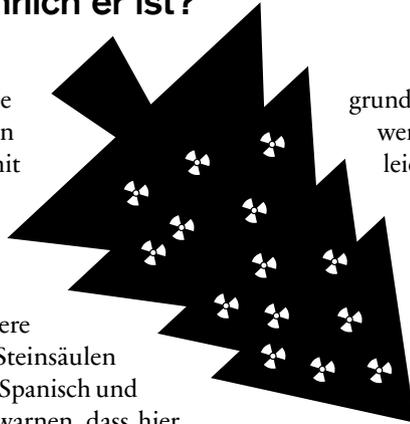
grundlegend verändert haben, doch auch die Menschen werden sich weiterentwickelt haben. Sie sind dann vielleicht so verschieden von uns wie wir von Neandertalern. Welche Sprachen werden diese Wesen dann sprechen, welche Form von Schriftzeichen werden sie verwenden? Werden sie überhaupt welche verwenden? Wie werden sie dann unsere Warnbotschaften verstehen? Das alles ist quasi unmöglich vorherzusagen. Trotzdem tüfteln Experten rund um die Welt an Kommunikationssystemen, die vor dem fast ewig strahlenden Müll warnen.

Zwar schlugen einige Atomsemiotiker vor, die Endlager am besten gar nicht zu kennzeichnen. Die meisten Experten aber sind sich einig, dass wir glaubhafte Warnbotschaften in die Zukunft senden müssen. „Keine Kultur hat je bewusst und wissenschaftlich fundiert versucht, ein Symbol zu entwerfen, das 10.000 Jahre überdauert und immer noch verständlich ist“, gibt der US-Anthropologe David B. Givens zu bedenken, der selbst an solchen Warnsystemen werkelt.

Wehrhafte Wälle mit Totenköpfen

Dabei gibt es vor allem zwei Ansätze. Die eine Schule setzt zur dauerhaften Abschreckung auf massive Bauten mit wehrhaften Wällen. Darauf warnen comichaft Darstellungen oder Totenköpfe vor dem Strahlentod. Während diese Bollwerke abseits stehen sollen, pocht die andere Schule darauf, dass die Endlager möglichst in die Gesellschaft integriert werden. Nur so könnten die Informationen darüber, wie gefährlich diese Orte sind, von Generation zu Generation weitergereicht werden. Dabei sollten Regierungsbeiräte und Kommissionen über die Gefahren wachen und Warnungen oder Betriebsanleitungen regelmäßig in neue Sprachen übersetzen lassen. Schließlich zerfallen Informationen im Laufe der Zeit, ganz ähnlich wie radioaktive Stoffe.

Den vielleicht radikalsten Ansatz schlug der US-amerikanische Semiotikprofessor Thomas Sebeok vor: Er fabulierte Anfang der 1980er von einer „Atompriesterschaft“, die ihre Mitglieder unter den besten Wissenschaftlern ihrer Zeit selbst auswählt. Die Mitglieder dieser Kaste sollten das Wissen um die reale Gefahr intern weitergeben – und nach außen Gruselgeschichten darüber verbreiten, unterfüttert von Mythen und ausgedachten Ritualen. So sollen die Menschen per Aberglauben vom Müll ferngehalten werden. ←





Filme, Bilder
und Artikel
auf fluter.de

Gute Noten

Immer das gleiche Lied: Junge Menschen interessieren sich wenig für klassische Musik, denn die ist was für Alte und die Elite. Die Folgen davon: Konzerthäusern, Orchestern, Musikern und Lehrern geht es immer schlechter, bald ist gar kein Geld mehr da. Ein Stück Kultur geht verloren, weil Klassik nicht sexy genug ist für die jungen Generationen. Mit diesem Basso ostinato ist jetzt Schluss, denn: So schlecht steht es nicht. Es gibt einige, die den Ton ändern.

Alter!

Die Eltern unserer Autorin werden alt und umständlich. Das nervt sie, aber es macht ihr auch bewusst, dass sie irgendwann Verantwortung für sie übernehmen muss. Die Therapeutin Birgit Lambers hat sich mit dem Thema seit 2009 beschäftigt. In Seminaren und ihrem Buch „Wenn die Eltern plötzlich alt sind“ beschreibt sie ihre Erfahrungen. Vielleicht kann unsere Autorin ja was lernen. Ein Selbsterfahrungstrip.

Vorschau

Klar ist dein Körper deine Sache, andererseits ist er aber auch hochpolitisch: Die Werbung propagiert Schönheitsideale, die manche in die Magersucht treiben, andere zum Schönheitschirurgen. In der Medizin wird Gentechnologie eingesetzt, die an den Grundlagen des Menschseins rührt, und wer ungesund lebt, muss sich die Frage gefallen lassen, warum alle für die Folgen aufkommen sollen. Nicht zuletzt durch das Sammeln von biometrischen Daten wird der Körper zur Verhandlungsmasse von Konzernen. Für das nächste Heft brauchst du ein Körperteil besonders: dein Gehirn. Bis dann!

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 65, Thema Generationen, Winter 2017/18
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion und Design

zmyk/Jan Spading

Design und Lithografie

zmyk/Oliver Griep

Mitarbeit

Simone Ahrweiler, Fatma Aydemir, Fabian Dietrich, Sara Geisler, Sabrina Gaisbauer, Dirk Gieselmann, Oliver Geyer, Justus Kammüller, Bernd Kramer, Bartholomäus von Laffert, Tanja Mokosch, Lisa Neal, Nicolas Rose, Niklas Prenzel, Natascha Roshani, Florian Sievers

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/338 39-38, Fax 0621/338 39-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Cover Gary Leonard/Corbis via Getty Images;
S. 3 Anna Tiessen; S. 4 Ole Häntzschel, Chris Morphet/Redferns/Getty Images, picture-alliance/dpa, Simon Menner; S. 5 Élodie Bambi Tann; S. 6/23/35 Gregory Gilbert-Lodge; S. 8/12/13/19/35/42/45/48 Benedikt Rugar; S. 9 Chris Morphet/Redferns/Getty Images; S. 10-11 Sandra Hoyn/laif; S. 14 In Pictures Ltd./Corbis via Getty Images; S. 15 In Pictures Ltd./Corbis via Getty Images; S. 16-17 Chris Jordan; S. 18 Adelaide Ivánova; S. 20 Brian Finke; S. 21 Agostino Pacciani/Anzenberger; S. 24 Thomas Hoepker/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 26-27 Ole Häntzschel; S. 29 Ryan Pfluger/AUGUST; S. 30/33 Claudio Sieber; S. 36-38 Julien Hazemann; S. 39 Heritage Images/Fine Art Images/ullstein bild; S. 40/41 Simon Menner; S. 43 Keystone/Hulton Archive/Getty Images; S. 44 Moises Saman/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 46 Dimitris Michalakis; S. 47/48 privat; S. 50 Mila Teshaleva/Ostkreuz; S. 51 Robert-Havemann-Gesellschaft

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

So 80er.



Als Filter
und Live-
Effekte
noch
Handarbeit
waren

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de

im Netz

